

März 2012

Paare

Topsharing – Pas de deux auf Führungsstufe

Die Interaktional-Kognitive Paartherapie

Elodie smiles for her lover

Abschiedsbriefe, Berlin-Tegel, 1944/45

Städtepartnerschaften: Luzern vernetzt sich

Der Traum vom Traumpaar

Liebe Leserin, lieber Leser

Die Theorie verkündet: «Das Traumpaar des Jahres!» Von den Titelbildern der Magazine an den Kiosken lächeln Menschen schön. Und wir verbinden damit Erfolg, Reichtum, Glück, Zufriedenheit, Sorglosigkeit. Ewige Liebe halt.

Die Praxis fragt: «Mit wem geisch? Läbsch elei?» Alle sind mit der eigenen Partnerschaft beschäftigt, Tag für Tag. Und wer es gerade nicht ist, grübelt über das Fehlen einer eigenen Partnerschaft nach. Oder wir werden Zeugen von Paarproblemen, Trennungen und Scheidungen anderer.

Paare sind auch ein volkswirtschaftlicher Faktor. Die einen verdienen ihr Geld, indem sie die Paarbildung fördern – all die Paarvermittlungen mit verlockenden Namen: Parship, Elite-Partner, Never2late. Andere verdienen ihr Geld *nach* der Paarbildung. Ich denke an PaartherapeutInnen, MediatorInnen, JuristInnen. Selbst die Paarung bringt Verdienst, braucht es doch die Dienste der Hebammen, ÄrztInnen und später dann der Lehrpersonen.

Doch der vielleicht grösste Profiteur der Paarbildung ist in der Schweiz der Staat. Paare – die meisten Doppelverdiener – befinden sich in einer höheren Steuerprogression. Und im Alter

sind sie günstiger, ist die AHV-Rente für Paare doch geringer als die Summe zweier Einzelrenten. Dass sich in der reichen Schweiz alte Liebespaare trennen, weil sie keinen anderen finanziellen Ausweg mehr sehen, ist sehr traurig. Aber eine Tatsache.

Obwohl wir wissen, dass rund die Hälfte der verheirateten Paare wieder auseinandergeht oder sich scheiden lässt, bleibt das Paar als Form der Partnerschaft attraktiv.

Denn es ist der Wunsch der allermeisten Leute, nicht allein, sondern zu zweit durchs Leben zu gehen. Viele werden nicht müde, sich immer wieder aufs Abenteuer Beziehung einzulassen. Sie würden es nicht tun, wenn sie in der Paarbildung keine Vorteile sähen. Wir sehnen uns nach Geborgenheit und hoffen auf Verlässlichkeit der Partnerin oder des Partners auch in schwierigen Zeiten. Gemeinsam etwas zu unternehmen und zu erleben, ist ideal.

Paare gelten gesellschaftlich mehr als Einzelpersonen und werden beispielsweise selbstverständlicher eingeladen als Singles. Und wollen wir für einmal dem Werben der Partnervermittlungsinstitute Glauben schenken, ist erst eine Partnerin, ein Partner die Erfüllung des «vollkommenen Glücks», der «absoluten Zufriedenheit». Es ist statistisch erwiesen, dass Paare gesünder und länger leben.

Einander Sorge tragen, aufeinander schauen, einander lieben ist eine Interaktion, die freilich auch soziale Kontrolle beinhaltet. Wer gemeinsam stärker ist als allein, schaut genau darauf, dass dies so bleibt. Das gilt für Geschäfts- wie für private Partnerschaften.

Urte Scholz hat gemeinsam mit Kollegen der Universität Zürich herausgefunden, dass für den Effekt der sozialen Kontrolle die Beziehungsqualität entscheidend ist. Sie ermittelten bei Paaren die Kohäsion, also das Übereinstimmen in bestimmten Themen, wie viel Zeit sie miteinander verbringen und wie sie diese Zeit bewerten. Ergebnis: Je höher der Konsens in einer Beziehung ist und je mehr gute Zeit die Partner miteinander verbringen, desto eher können sie soziale Kontrolle jeglicher Art akzeptieren. Beispielsweise RaucherInnen, die so ihren Zigarettenkonsum einschränken. – Psssssst, oder gehören Sie etwa zu denjenigen, die heimlich etwas tun? Damit verfolgen Sie möglicherweise das Ziel, den Konsens in der Beziehung nicht zu gefährden. Dieses Verhalten wird Sie jedoch nicht vom Zigarettenkonsum befreien!

In der vorliegenden Ausgabe des **punktum** kommen einige staunenswerte Aspekte zum vielfältigen Thema «Paare» zur Sprache. Viel Spass beim Lesen!

Heidi Aeschlimann

Stephan Balkenhol: Tanzende Paare



Ich und sie und er

Elodie smiles for her lover

Noch ist es keine halbe Stunde her. Eben hat mich meine Vergangenheit eingeholt, machtvoll und bestürzend, eine längst vergessen geglaubte Episode.

Die Schwüle wich zögernd einer lauen Nacht. Ich stand am Küchenfenster und rauchte eine Zigarette. Langsam kroch der Schatten unserer Häuserzeile auf die andere Strassenseite. Kinder lärmten auf einem Hinterhof. In der Ferne rauschte die S12 vorbei. Da bemerkte ich, dass beim Haus Nummer 5 schräg gegenüber jemand sein Gerümpel auf den Gehsteig gestellt hatte.

Ein Dreirad, einige Kartonkisten mit Büchern, eine Ständerlampe, zwei Korbessel dümpelten in einer Pfütze gelben Abendlichts. An der Hausmauer lehnte ein Schild:

GRATIS! ZUM MITNEHMEN!

Bei Anbruch der Dunkelheit ging ich hinunter. Ich durchstöberte die Bücher. Biographien. Thrillers und Reiseberichte auf Englisch. Fotobände, das meiste Architektur. Kinderbücher.

Da fiel mir eine verstaubte, mit Schnur umwickelte Schuhschachtel ins Auge. Ich kramte sie hervor. Ein Scheppern. Es hörte sich verheissungsvoll an. Ich klemmte die Schachtel unter den Arm und ging wieder nach oben.

In der Küche schnitt ich die Schnur auf und hob den Deckel. Es waren vier Schubert mit Diapositiven. Je ein Aufkleber mit einem Datum. Frühe siebziger Jahre.

Eine fiebrige Neugier packte mich. Wahlos zupfte ich ein paar Bilder aus dem Kästchen 1971/1 und hielt sie vor die Spotlampe.

Südliche Landschaften, vermutlich Provence. Romanische Kirchenfassaden. Viel Architektur, nichts, was mein Interesse weckte. Ich nahm mir den zweiten Schubert vor, 1971/2.

Eine Brasserie mit gestreiften Markisen. Ein Mädchen, gelbe Bluse, einen Korb am Arm, vor einer Bäckerei. Mehr Architektur. Das Detail eines Reliefs. Ein Haus, weiss getüncht, inmitten von Ginsterbüschen und Olivenbäumen. Eine Frau neigte sich über die Terrassenmauer. Mit einer Hand deutete sie ein Winken an.

Etwas irritierte mich. Ich wurde von einer seltsamen Unruhe erfasst.

Ich holte den Diaprojektor, ein älteres Leica-Modell mit einer wackligen Automatik, installierte ihn auf dem Küchentisch und schob den Schubert ins Laufwerk.

Das Bild auf der Wand war nicht viel grösser als ein Taschentuch.

Abermals die Brasserie, ich konnte jetzt den Namen lesen, *Chez Lucien*. Mehr romanische Kirchen. Strassen mit sandsteinfarbenen Gebäuden. Die gleissende Helle schläfriger Mittags-hitze. Autos mit französischen Kennzeichen. Menschen waren, abgesehen von zufällig ins Bild geratenen Passanten, keine zu sehen.

Dann ein unvermittelter Szenenwechsel.

Das weiss getünchte Haus in einiger Entfernung, tiefblaue lange Schatten. Die Frau auf der Terrasse. Zoom auf die Frau mit verschränkten Armen. Ein Tisch unter einem Sonnenschirm, zwei frische Gedecke, die Frau von hinten, ein Strähnchen im Nacken. Dieselbe Frau im Liegestuhl, eine Hand schirmend über der Stirn, im Hintergrund Zypressen, ein türkisfarbener Strich, das Meer.

Es gab keinen Zweifel.

Elodie.

Sie neigte sich nach vorn und lächelte von unten in die Kamera, wem galt das Lächeln, das nächste Dia bestätigte meine plötzliche Ahnung.

Elodie im Gegenlicht, nackt auf einer Fensterbrüstung, die Arme um die Knie geschlungen. Hinter ihr ein Oleanderbusch, rosa Blüten. Ein heller Vorhang blähte sich ins Bild hinein. Sie hatte das Gesicht dem Fotografen zugewandt, den Mund halb geöffnet, als hauchte sie ihm ein Wort zu.

Seinen Namen? Einen Liebesschwur? Ein Versprechen?

Atemlos verfolgte ich die Bildsequenz, der Schubert bewegte sich ratternd nach vorn, ein Dia nach dem anderen flog über die Wand, Elodie mit untergeschlagenen Beinen beim Lesen, Elodie im Badeanzug am Strand, Elodie, immer nur Elodie. Neunzehn Mal.

Dann war der Spuk zu Ende.

Die übrigen Bilder brachten nichts Erhellendes. Architektur bis zum Über-



Anita Siegfried studierte Archäologie und Kunstgeschichte an der Uni Zürich, Promotion 1976. Längere Auslandsaufenthalte. Mitarbeit an einem Nationalfonds-Projekt und bei Kantonsarchäologie Zürich. Seit 1994 freischaffende Autorin. Sie schreibt für Kinder und Erwachsene und ist als Schreibcoach im Projekt «Schulhausroman» engagiert. Sie lebt in Zürich, ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter.
www.anitasiegfried.ch

druss. Eine Stadt in den USA, Boston vielleicht.

Ich schaltete den Apparat ab. Das Surren des Ventilators verstummte. Meine Hände zitterten, als ich mir eine Zigarette anzündete.

Plötzlich war alles wieder da.

Elodie, Studentin der Anglistik im vierten Semester, eben zurück von einem London-Aufenthalt, war im Herbst 1970 in unsere WG eingezogen, *hi, my name is Elodie*, die Silben hingen zart wie Wölkchen im muffigen Flur. Schon nach drei Tagen hatte sie ihren festen Platz am Küchentisch unter dem Regal mit den schmierigen Gewürzdosens. Dort sass sie, fuhr sich mit den Fingern durchs kurze Haar, zerzupfte den Tabak, leckte mit flinker Zunge die Kante des Papierchens ab.

Ich und sie und er

Bedächtig senkte sie die Spitze der Zigarette in die Flamme der Kerze und blies den Rauch aus dem Mundwinkel schräg nach oben. Trank Wein, Rioja, dreineunzig die Flasche, den Ellbogen auf den Tisch gestützt.

Mit ihrer Gegenwart wich die zelebrierte Lässigkeit unter uns vier Hausgenossen einer lauernden Unrast. Ich merkte lange nicht, dass sie ein Auge auf mich geworfen hatte. Ausgerechnet auf mich, den Schüchternen.

Der Anfang unserer Liebe hatte ein Datum, es muss Ende Februar 1971 gewesen sein, nach einer Vietnam-Kundgebung, die mit der Vorführung des Dokumentarfilms *Nur leichte Kämpfe im Raum Da Nang* im Volkshaus endete. Schauplatz war das deutsche Lazarettschiff *Helgoland*, das im Hafen der Stadt vor Anker lag und Verwundete aus der Zivilbevölkerung aufnahm.

Niemand war vorbereitet auf das, was wir zu sehen bekamen. Elodie sass neben mir, ihr Atem ging schnell, aber sie gab keinen Laut von sich. In der Reihe vor uns kotzte ein Mädchen in ihre Kufiya. Viele verliessen während des Films den Saal.

Schweigend machten wir uns auf den Nachhauseweg. Wir standen beide unter Schock. Ein filzig grauer Mond hing zwischen den Häuserzeilen. In einer Nebenstrasse hakte sie sich unvermittelt bei mir unter. Später kam sie in mein Zimmer und schloss leise die Tür. Die Nacht verbrachten wir neben dem auskühlenden Kanonenöfchen und versuchten, die Bilder der Kinder mit den weggeschmolzenen Gesichtern in unseren Köpfen auszulöschen. Es sei, sagte sie später einmal, einfach der richtige Augenblick gewesen. Die Tatsache, dass wir jetzt ein Paar waren, wurde von unseren Mitbewohnern mit einem Schulterzucken zur Kenntnis genommen. Eine Zweierkiste, wie spiessig, aber Toleranz war Programm.

Meine verschlossene Art schien Elodie nichts auszumachen. Blassblaue fiebrige Tage an der «Riviera», die Nächte rauchgeschwängert mit zerfransten Rändern, die Welt wurde radikal neu erfunden, ein kleiner täglicher Rausch. Die Klammer, die alles zusammenhielt,

waren die Abscheu über diesen fernen Krieg und der Glaube an den kollektiven Aufbruch in eine utopische Zukunft. Die Zeit beschleunigte sich in atemberaubendem Tempo, und wir mitten in dem Strudel, zwei ineinander verzahnte Rädchen im Getriebe der Geschichte.

Honey. Sweetheart. My darling.

Sechs Monate lang. Manchmal roch sie nach Drucker-Alkohol, ihre Finger waren verfärbt vom Matrizenwachs für die Flugblätter, die ihre Frauengruppe auf der Strasse verteilte.

Sie war meine erste grosse Liebe. Ich war süchtig nach ihr.

Irgendwann sagte sie beiläufig, sie werde im August für eine Woche in die Provence fahren, ein paar Frauen hätten dort ein Haus gemietet. Sie kam zurück, sonnenverbrannt und abgehoben heiter. Bald darauf zog sie ohne Begründung aus unserer WG aus. Wir trafen uns noch einige Male auf Veranstaltungen, wechselten ein paar unverbindliche Worte, sie wich mir aus. Ihr Platz am Tisch blieb leer, eine quälende Lücke, die niemand je wieder füllte.

Über dreissig Jahre ist es her.

Die Provence. Neunzehn Mal Elodie und keine andere Frau weit und breit. Der Mistkerl.

Ich lösche das Licht, trete ans Küchenfenster und schaue hinunter.

Die beiden Korbsessel sind weg. Blau zuckende Kaskaden in einem Wohnzimmer.

Wer ist er? Gab es einen Studenten der Kunstgeschichte, damals? Wo hat er es sonst noch mit ihr getrieben? Hinter welchem Fenster verbirgt er sich?

Vielleicht schaut er gerade jetzt hämisch herüber. Hat mich schon lange im Visier, kennt meine Gewohnheiten. Vielleicht sind die Diapositive für mich bestimmt gewesen, die ganze Ansammlung dort unten nichts als eine niederträchtige Inszenierung, in deren Zentrum diese Schachtel stand.

In meiner sich steigernden Empörung reisse ich das Kabel des Projektors aus dem Stecker. Es peitscht über die Flie-

sen, haut eine leere Weinflasche um. Im Schlafzimmer stelle ich den Apparat auf einen Stapel Bücher. Auf dem Bett liegend, betrachte ich die Bilder abermals, verliere mich lustvoll in ihrer verstörenden Melancholie.

Elodie riesig, beinahe wandfüllend jetzt. Der Tisch, zwei halbvolle Weingläser, die Relikte eines Gelages. Ein voller Aschenbecher.

Auf einem Zigarettenstummel sind deutliche Spuren von Lippenstift.

Der Argwohn schärft schlagartig meinen Blick. Elodie im Liegestuhl, ihre langen Beine, die Stirn von einer Hand verschattet.

Über der Armlehne hängt ein Bikinioberteil. Auf einem anderen Dia entdecke ich am Bildrand eine Sandale mit hohem Absatz.

Elodie hat nie einen Bikini getragen. Hohe Absätze und Lippenstift fand sie vulgär.

Die Erkenntnis trifft mich jäh.

So war das also gemeint. Grenzen ausloten. Die Fesseln der bürgerlichen Moral sprengen. Brot und Rosen.

Wie konnte ich nur so von Blindheit geschlagen sein.

Elodies schönes Lachen, die Augen von einem blassen Grün, ich bekomme nicht genug davon, *Elodie smiles for her lover*, die späte Krönung meiner Schmach. Glasklar und schmerzhaft fügt sich jetzt in der Erinnerung eines zum anderen. Elodie lächelt auch noch, als sich unter ihrer linken Schulter eine schwarz geränderte Wolke ins Bild frisst, auf die Landschaft übergreift, die Zypressen beginnen zu lodern, Muren von Lava gleiten Richtung Meer, Elodies Gesicht blasig geschmolzen und der Geruch nach verbranntem Zelluloid.

Anita Siegfried

Interaktional-Kognitive Paartherapie

Biologie, Kultur und Tiefenpsychologie der Beziehung

Viele Paare geraten in Beziehungsstörungen, weil unbewusst gesteuerte Vorstellungen voneinander im subjektiven Bewusstsein beider Partner als «realistische Erkenntnis» festgeschrieben werden. Deshalb muss die Paartherapie an den gegenseitigen Ideen ansetzen, mit dem Ziel, diese zu korrigieren. Der Erfolg der Behandlung gründet auf der Wiederherstellung realistischer Vorstellungen voneinander.

War die Zweierbeziehung bis ins 19. Jahrhundert als eheliche Gemeinschaft vor allem eine Institution zur Reproduktion und sittlichen Stabilisierung der Gesellschaft, so entwickelte sie sich im Zeitalter der Romantik allmählich zum Hort des irdischen Glücks. Bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts bestanden aber noch sehr enge gesetzliche und sittlich-religiöse Schranken, welche die Ehe mittels Androhung von Sanktionen gegen die «Selbstverwirklichung» der Partner schützten. Die Beziehungen waren durch Tradition und Gesetz weitgehend fremdbestimmt (*Heteronomie*).

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden – zumindest in der westlichen Kultur – die individuellen Freiheiten durch die Revision der entsprechenden Gesetze ins Zentrum gerückt. Das jahrhundertealte Beziehungsmodell mit seinen Rollenzuschreibungen und Pflichten wurde durch ein modernes, säkulares und autonomes Modell ersetzt. Damit verfügen Partner heute erstmals über die Möglichkeit, sich eine individuelle und massgeschneiderte Form der Beziehung und Familie aufzubauen.

Die autonome Beziehung

Im Bewusstsein der meisten Leute besteht indessen auch einige Jahrzehnte nach der stillschweigenden Einführung des modernen Modells noch wenig Klarheit über die Funktionsweise einer autonomen Beziehung. Nostalgische Wunschbilder nach Sicherheit und Geborgenheit aus der heteronomen Vergangenheit verbinden sich, oft nach dem «Fünfer und Weggli»-Prinzip, mit den modernen Erwartun-

gen nach Beziehungsqualität, individueller Entfaltung und Freiheit.

Auch herrscht – ebenfalls ein Erbstück aus der Vergangenheit – nach wie vor die Auffassung vor, das Glück einer gelungenen Beziehung werde sich automatisch von selbst ergeben. Den wenigsten ist bewusst, dass man noch vor zwei Generationen das damalige Beziehungsmodell, ohne es zu merken, von Kindesbeinen an gründlich gelernt hatte. Und zudem hatte man erst noch in jeder Sonntagspredigt ein Update hinsichtlich des «richtigen Lebens» durch den Pfarrer erhalten.

Im romantischen Modell wurden die in früheren Zeiten oft getrennten Dimensionen Liebe, Sexualität und Alltagsbewältigung erstmals mit dem Ziel des umfassenden Beziehungsglücks vereinigt, allerdings nicht von ungefähr in einem überaus strengen bürgerlich-sittlichen Rahmen. Heute wird dagegen eine so komplexe und teilweise widersprüchliche Verbindung von Gefühl und Institution, trotz verdoppelter Lebenserwartung und weitgehend abgebauten verbindlichen Regeln, ohne besondere Strukturierung als «selbstverständlich gelingend» vorausgesetzt. Es kann deshalb nicht erstaunen, dass viele der heutigen Paare auch von kleineren Schwierigkeiten rasch einmal überfordert sind. Die weggefallenen gesellschaftlichen Strukturen können realistisch nur durch eine neu erworbene, psychologische bzw. beziehungs-dynamische Kompetenz des Paares selbst ersetzt werden. Wer anders als der Paartherapeut könnte einem heute beibringen, wie eine Beziehung (wieder) funktioniert?

In der modernen, geschichtlich wie geografisch multikulturellen Gesellschaft verwirklicht jedes Paar seine Beziehung an vielen Schnittstellen zwischen äusseren Voraussetzungen und individuellen psychologischen Prägungen. Eine Paartherapie, welche sich nicht nur auf die Eindämmung einer aktuellen Krise oder «Störung» beschränken will, muss deshalb einen entsprechend weit gefassten theoretischen Horizont wie auch über ein grosses und spezifisches Arsenal von therapeutischen Werkzeugen verfügen.



Matthias Neuenschwander, Dr. med., Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie FMH und Paartherapeut IKPT lebt und arbeitet in Bern in eigener Praxis.
<http://www.ikpt.ch>, E-Mail: matthias.neuenschwander@ikpt.ch

Von «Peanuts» zur Eskalation

Die Interaktional-Kognitive Paartherapie (IKPT) entstand denn auch aus der praktischen und didaktischen Erfahrung, dass die mannigfaltigen kulturellen, strukturellen, psycho- und beziehungs-dynamischen Aspekte der Zweierbeziehung in der Paartherapie in ihrem ganzen Umfang berücksichtigt werden müssen. Mit der IKPT wurde eine Methodik geschaffen, welche eine Übersicht herstellt und damit die verschiedenen Aspekte der Beziehung differenziert erfasst und gleichzeitig anwenderfreundliche und *navigierbare* therapeutische Mittel zur Verfügung stellt.

Beim Beginn der Therapie wird zuerst die *Äussere Struktur* beurteilt. Die Einschätzung, ob das Paar ein heteronomes, autonomes oder gemischtes Beziehungsmodell aufweist – und ob es das angestrebte Modell in Wirklichkeit auch lebt –, bringt die erste wichtige Klärung. Konkret wird hier zum Beispiel die Frage geklärt, ob sich die Ehefrau als Schwiegertochter den traditionellen Regeln der Schwiegerfamilie unterzuordnen hat oder ob der Sohn seine Frau gegen die Ansprüche seiner eigenen Herkunftsfamilie ver-

Interaktional-Kognitive Paartherapie

teidigt. Erst die gemeinsame Entscheidung der Partner über das Modell und vor allem die Akzeptanz auch der Grenzen, die mit jedem Modell verbunden sind, ermöglichen die Arbeit am Innenleben der Beziehung, dem nächsten Behandlungsschritt.

In einer gewissen Analogie zur Platon'schen Unterscheidung der verschiedenen Formen der Liebe (Eros, Philia, Agape) arbeitet die IKPT mit dem Konzept von drei gut unterscheidbaren Bereichen der Beziehung, dem erotischen, dem partnerschaftlichen und dem unbewussten. Diese bilden die *Innere Struktur* jeder vollständigen Liebesbeziehung. Die *drei Bereiche* müssen vom Paar in seinem «gemeinsamen Projekt» wie parallel

laufende «Programme» ständig gestaltet und weiterentwickelt werden. Jeder dieser Bereiche hat eigene Ziele und Regeln, aber auch spezifische Konflikte und Störungsmuster.

Während der *erotische* («Biologie der Beziehung») und der *partnerschaftliche Bereich* («Kultur der Beziehung») weitgehend im Bewusstsein liegen, und ihre Störungen in der Regel mit spezifischen Beratungs- und Coaching-Techniken bearbeitet werden können, verlangt die Aufarbeitung des *unbewussten Bereichs* («Tiefenpsychologie der Beziehung») umfassende psycho- und beziehungs-dynamische Kenntnisse und Methoden. Die meisten Paare, welche mit Klagen über Kommunikationsstörungen in

die Therapie kommen, weisen in Wirklichkeit eine *Verstrickung* gegenseitiger Fehlannahmen im unbewussten Bereich auf, eine typische Komplikation vieler Liebesbeziehungen. Die Verstrickung äussert sich als systematische *Entzweigung* in «chronisch entgegengesetzte Meinungen» auch bei kleinen Anlässen. Dadurch entstehen immer wieder energieraubende Auseinandersetzungen über die berühmten «Peanuts», welche sich schliesslich als generalisierte Missstimmung in alle Beziehungsbereiche ausbreiten. Durch die mit der Zeit erstarrende Rollenfixierung der Partner wächst eine zunehmende *Polarisierungs- und Eskalationstendenz* heran, welche schliesslich in die Krise mit ihren *Symptomen* (wie chronisches Streiten, Schweigen, Verweigern, Distanzieren, Anklammern, Druckausübung, Aussenbeziehungen, Tätlichkeiten) führt. Auch viele vermeintlich individuelle «psychiatrische» Angst-, Zwangs-, Sexual-, Somatisierungs-, Erschöpfungs- und depressive Störungen lassen sich in Wirklichkeit auf eine latente Verstrickung in der Partnerschaft zurückführen.

Die Ursache der Verstrickung, deren Auflösung in der IKPT-Paartherapie oftmals das Kerngeschäft bedeutet, liegt in den «von Natur aus» unvermeidlichen Enttäuschungen unbewusster idealisierender Erwartungen der Partner aneinander. Da Idealisierungen in der archaischen Schicht der Psyche stattfinden, in welchen nur schwarz-weiss gewertet werden kann, lassen sich die meisten subjektiv grossen Enttäuschungen in ihrem Ursprung als eine Art harmlose Nebenwirkung der für die Beziehung wertvollen und höchst erhaltenswerten gegenseitigen Idealisierungen auflösen. Die dazu unerlässliche kognitive Reflexion der beiderseits unbewussten zirkulären Suggestionen und die Bewusstmachung der damit verbundenen Einengung der bewussten Wahrnehmung auf «paranoide» Interpretationen wird in der IKPT mit Hilfe nicht-verbaler Techniken unterstützt.

Die therapeutische Bearbeitung der unbewussten Interaktion, unter ande-

Das kleine Tier

Lieber Noah, nimm mich mit,
bald kommt der grosse Regen.
Lass mich bitte nicht zurück,
auch ich möcht überleben.
Du siehst doch, winzig klein bin ich,
ich brauch fast keinen Platz.
Ich ess nicht viel, ich trinke nicht,
ach, bitte lass mich auf dein Schiff,
und sollt ich einmal seekrank sein,
mach ich schnell alles rein!

Und Noah sprach: «Du hast Glück»
zu unserem kleinen Tier.
«Die Bemeise kommt nicht mit,
sie bleibt freiwillig hier.
Sie mag nicht mit der Ameise die Schiffskajüte teilen.
Du kannst jetzt ihren Schlafplatz haben,
doch eines muss ich dir noch sagen,
ich warne dich, schnarche nicht,
sonst bleibst auf meiner Arche nicht!»

Am Himmel droht schon ein Regenbogen,
die Sonne schleicht sich fort.
Die ersten Tropfen fallen schon,
die Tiere gehen an Bord.
Unser kleiner Freund ist auch dabei,
der beste Freund der Welt!
Kein Tier ist so treu, so anhänglich,
aber was an ihm das Schönste ist,
wenn sich die Menschen einmal nicht mehr lieben,
dann stirbt sie aus, unsere kleine Filzlaus.

Ludwig Hirsch (1946–2011)

Interaktional-Kognitive Paartherapie

rem mit Hilfe von Malen und Imaginationen, erfordert eine Erkundung der individuellen Herkunft beider Partner hinsichtlich ihrer erworbenen Beziehungsmuster (Konflikte und Bewältigung) wie auch ein Wiedererinnern der ursprünglichen Phantasien in der Zeit der Partnerwahl. Das gemeinsame Bewusstwerden der subjektiven Bedeutung von gegenseitigem Idealisieren und Enttäuschen und die innere Logik der Partnerwahl mit dem Ziel, das «gemeinsame irdische Paradies» zu gewinnen, führen schliesslich zur nachhaltigen Wiederherstellung der inneren gegenseitigen «positiven Konnotation» des Partners, der unabdingbaren Voraussetzung für die Liebe.

Individueller Therapieverlauf

Die IKPT ist in ihrem Ablauf so strukturiert, dass jederzeit eine Orientierung (*Navigation*) für den Therapeuten wie auch für das Paar möglich ist, was, wann, wie und wozu etwas bearbeitet wird. Die zeitliche Abfolge der grundlegenden therapeutischen Schritte ist in vier *Phasen* organisiert. Sowohl für jede Therapiephase als auch für spezifische strukturelle Aspekte wie auch für inhaltliches Material aus allen Bereichen stehen spezifische Konzepte und Werkzeuge zur Verfügung.

Jeder individuelle Therapieverlauf hat dabei seinen eigenen Rhythmus und Fahrplan. Der Therapeut passt den

Einsatz der IKPT-Werkzeuge, welche den Charakter von Bausteinen haben, den jeweils aktuellen Bedürfnissen des Paares wie auch dem stillen «*Mainstream*» des therapeutischen Prozesses an. Er kann seine therapeutische Kreativität im Rahmen der IKPT-Grundstrukturen nach seinen eigenen Möglichkeiten und Erfahrungen einbringen.

Zur Ausbildung und Mitgliedschaft im IKPT Institut (www.ikpt.ch), dem Netzwerk der IKPT-PaartherapeutInnen, sind nur ÄrztInnen und PsychologInnen mit Hochschul- oder Fachhochschulabschluss und mindestens fortgeschrittener Ausbildung in Psychotherapie zugelassen.

Matthias Neuenschwander



Schicksalsanalytische Psychotherapie nach Leopold Szondi

Postgraduale Weiterbildung in psychoanalytischer und schicksalsanalytischer Therapie

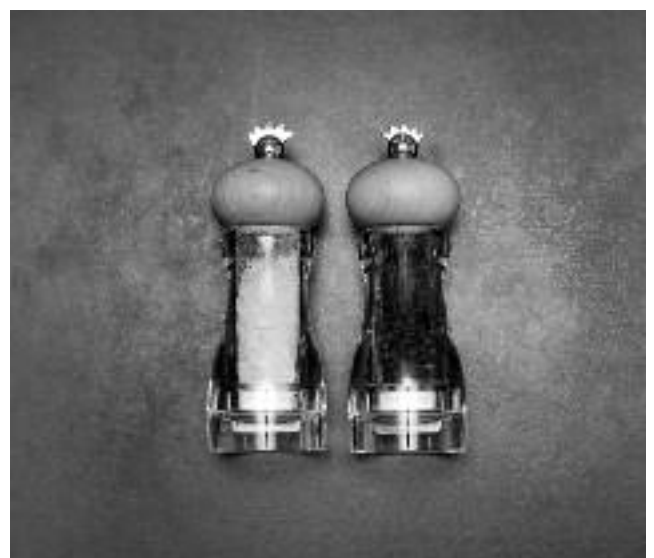
für PsychologInnen mit (Fach-)Hochschulabschluss und MedizinerInnen. Andere Hochschul-AbsolventInnen wie TheologInnen, GermanistInnen usw. sind zum Studium zugelassen und können ihre Ausbildung um die psychotherapielevanten Fächer ergänzen.

Dauer: 4 Jahre berufsbegleitend / Blockseminare

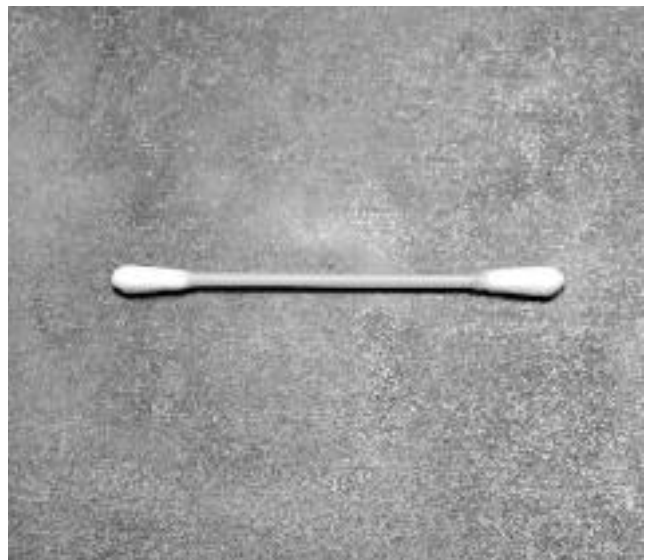
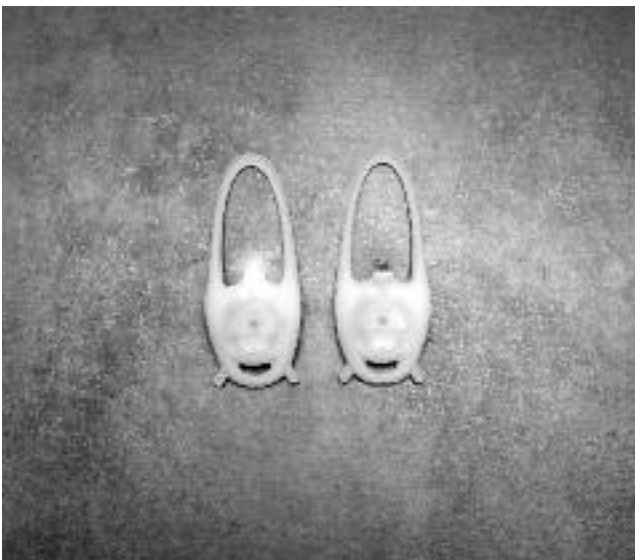
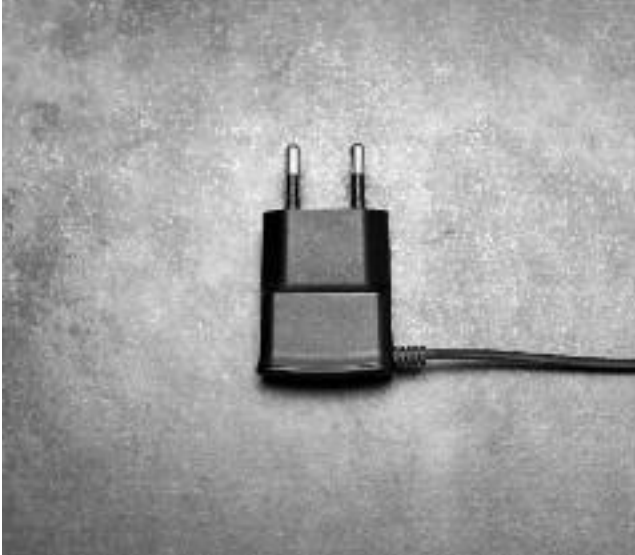
Kosten: Fr. 3'900.- / Jahr – Beginn April 2012

Weitere Informationen unter www.szondi.ch

Symmetrien



Symmetrien



Die Fotografin **Linda Pollari** lebt und arbeitet in Zürich.

Sie hat an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) Fotografie studiert.

Für **punktum.** hat sie sich dem Thema «Paare» über Objekte und Gegenstände aus unserem Alltag genähert.

Topsharing

Pas de deux auf Führungsstufe

Gemeinsam an der Spitze: Topsharing ist Jobsharing in Führungspositionen mit einem definierten Anteil gemeinsamer Verantwortung. Das Modell des Topsharings dient als Planungsinstrument für die Einführung von Jobsharing in Führungspositionen und bei qualifizierten Arbeitsaufgaben.

Führung ist teilbar. Das beweisen nicht nur zahlreiche Studien, sondern auch Frauen und Männer, die sich eine Führungsaufgabe teilen. Für ein solches Topsharing-Paar kann immer wieder Beratungsbedarf entstehen. Denn in der Praxis zeigt sich: Damit man in einem Jobsharing auf Führungsstufe nicht ausbrennt, muss man sich gut organisieren, abgrenzen und Klartext reden können.

*

Der Anruf kommt von der Vorgesetzten: Sie habe an ihrem Hochschulinstitut eine Professur im Jobsharing eingerichtet und möchte mit den beiden Co-Professorinnen eine Zwischenbilanz ziehen. Sie selbst sei sehr zufrieden mit der Arbeit der beiden, habe jedoch den Eindruck, mindestens eine der beiden Frauen laufe am Limit. Wir vereinbaren ein Erstgespräch zu viert: die Institutsleiterin, die beiden Co-Leiterinnen und ich als Beraterin.

*

Teilzeitarbeit ist in der Schweiz weit verbreitet: 58 Prozent der Frauen und 14 Prozent der Männer arbeiten weniger als 90 Prozent. Der Wunsch von weiblichen und männlichen Führungskräften nach Teilzeitarbeit nimmt laufend zu. Teilzeitarbeit und Jobsharing auf Führungsstufe ist noch wenig verbreitet in Schweizer Unternehmen. Falls es überhaupt ermöglicht wird, gilt es in erster Linie als Instrument zur besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Mütter und Väter. Doch ein Topsharing erleichtert auch Führungspersonen ohne Betreuungspflichten eine bessere Balance zwischen Arbeits- und Privatleben. Dies, so weiss man aus verschiedenen Untersuchungen, erhöht die Motivation und die Produktivität der Arbeitnehmenden und damit ihre Zufrie-

denheit mit dem Arbeitsplatz. Ein Topsharing kann auch den Einstieg in eine Führungsposition erleichtern: Eine Nachwuchsführungskraft profitiert im Tandem mit einer erfahrenen Führungsperson von deren Know-how, kann selber Erfahrungen sammeln und die eigene Führungskompetenz entwickeln.

*

Die beiden Co-Professorinnen hatten vor ihrem Einstieg ins Jobsharing keine Führungserfahrung. Sie sind miteinander ins kalte Wasser gesprungen. Ihr Jobsharing nehmen sie fachlich und menschlich als grosse Bereicherung wahr. Dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Einzelteile, bestätigt auch ihre Vorgesetzte: «Die Professur wäre mit einer Alleinprofessorin nicht dort, wo sie jetzt steht.» Die Co-Professorinnen schätzen, dass sie Entscheidungen im Austausch fällen können und «nicht alles allein tragen müssen». Dadurch lernen sie von- und miteinander. Die Kehrseite der Medaille: Beide arbeiten zu viel, nehmen kaum mehr Freitage und sind nach etwas mehr als einem Jahr der Zusammenarbeit in diesem Modell erschöpft. Sie sehnen sich nach Entlastung. Wir kommen überein, dass wir ohne die Vorgesetzte weiterarbeiten und als Erstes eine Bestandesaufnahme vornehmen werden: Welches sind ihre Kernaufgaben? Wie verteilt sich gegenwärtig die Arbeitszeit der beiden auf die einzelnen Aufgaben? Wo wollen sie Prioritäten setzen? Wie wollen sie ihre Arbeitszeit künftig verteilen?

Eine Hochschulprofessur umfasst neben der Lehr- und Forschungstätigkeit Organisations- und Koordinationsaufgaben, Akquisition von Forschungsprojekten, Personalführung, Teamentwicklung, Gremienarbeit innerhalb der Hochschule sowie die strategische Profilierung der Professur gegen aussen durch Publikationen und Auftritte an Tagungen. Ein umfangreiches Aufgabenportfolio – selbst für zwei Personen. Für ein Jobsharing-Paar kommt noch die Abstimmung untereinander dazu. Doch dafür fehlt den beiden Frauen die Zeit. Sie stellen fest: «Wir wissen oft



Trix Angst ist dipl. Psychologin FH und SBAP-Vorstandsmitglied. Sie arbeitet als freiberufliche Arbeits- und Organisationspsychologin und Beraterin in Zürich und Winterthur. Sie hat sich auf das Thema Frauen und Führung spezialisiert. Weitere Schwerpunkte sind Zusammenarbeit und Kommunikation.

nicht, was die andere tut und was sie gerade beschäftigt. Die gegenseitige Information kommt zu kurz.»

*

Das Modell Topsharing (siehe Abbildung) baut auf drei Eckpfeilern auf: Arbeitsinhalt (was tun wir? wer tut was?), Arbeitsorganisation (wie und mit welchen Hilfsmitteln tun wir es?) und gemeinsame Verantwortung (welche Aufgaben werden von beiden Personen gemeinsam getragen?). Dreh- und Angelpunkt des Modells bilden der dialogische Kern, der Austausch und die Abstimmung des Paares: Gibt es Zeitfenster für die Kommunikation und die Koordination? Verfügen beide über die für ihre Arbeit und die Zusammenarbeit notwendigen Informationen? Findet eine Reflexion über das eigene Tun und die gemeinsamen Werte und Haltungen statt? Der Dialog zwischen den beteiligten Personen mit ihren unterschiedlichen Meinungen und Ansichten erweitert das Blickfeld: Probleme werden von verschiedenen Seiten betrachtet, und es entstehen neue – nicht selten: bessere – Lösungen. Damit ein Topsharing erfolgreich sein

Topsharing

kann, braucht das Paar eine offene Kommunikation, die Bereitschaft zur Veränderung und ein partnerschaftliches Führungsverständnis. Man muss Kontrolle loslassen können und es aushalten, wenn der Partner oder die Partnerin etwas anders anpackt, als man es selber tun würde.

*

Die beiden Co-Professorinnen haben ihre Aufgaben nach fachlichen Inhalten mit Verantwortungsschwerpunkten aufgeteilt, die Personalführung und Gremienarbeit in der Hochschule bestreiten sie gemeinsam. Es wird deutlich: Sie leisten viel administrative Arbeit, die sie eigentlich lieber delegieren würden. Und sie haben nur wenige Besprechungen miteinander, weil ihre Terminkalender dicht zugebucht sind. Sie beschliessen, eine Stelle für eine wissenschaftliche Mitarbeiterin auszuschreiben (die Bewilligung hierfür liegt schon seit einiger

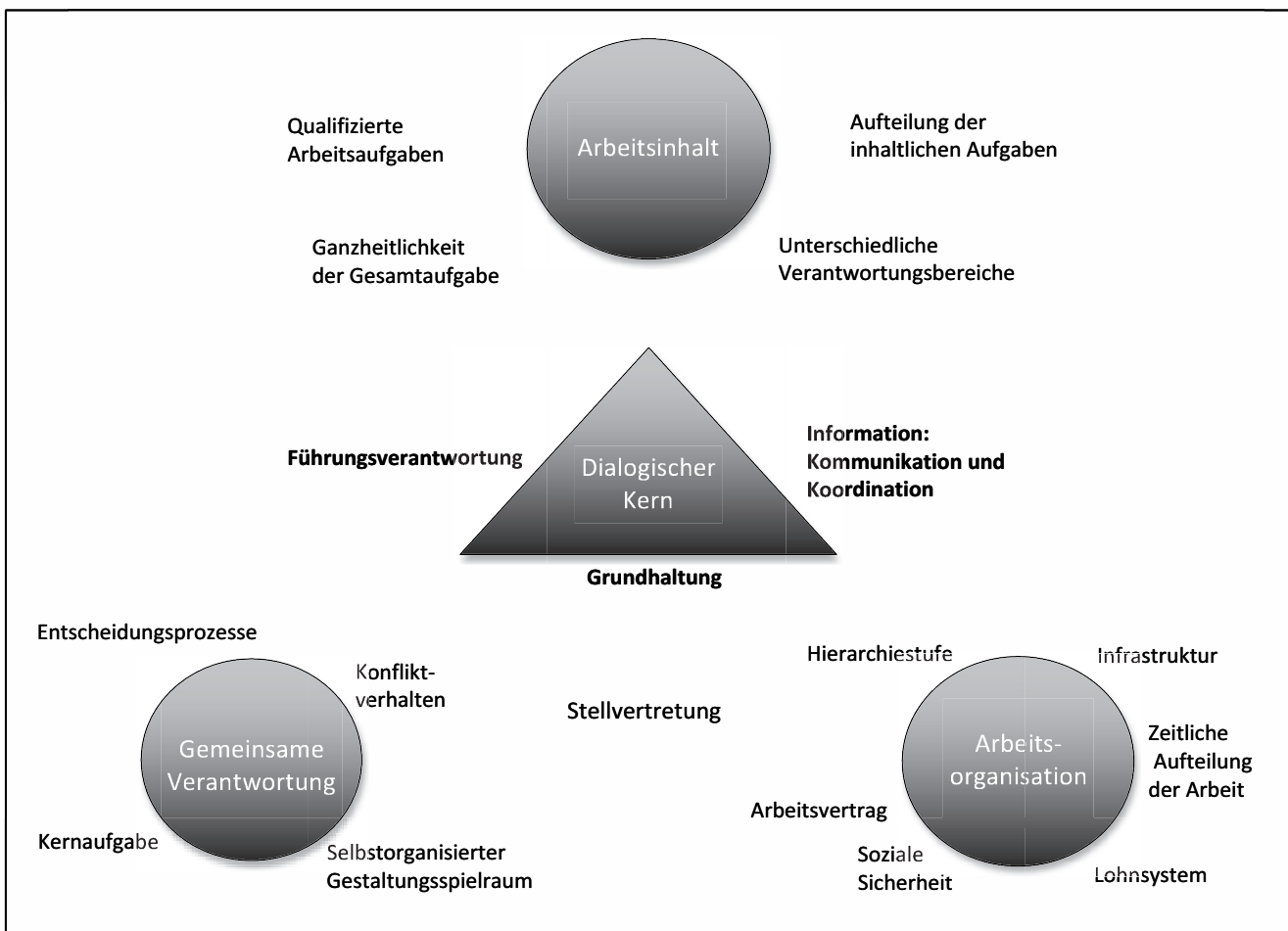
Zeit vor) und mehr Unterstützung durch das Sekretariat in Anspruch zu nehmen. Und sie bezeichnen eine Reihe von Aufgaben, die sie an Dozierende abgeben wollen. Damit schaffen sie sich freie Zeit. Freie Zeit, die sie für die Kommunikation und die Koordination ihres Jobsharings sowie für die Führungsarbeit einsetzen wollen. Aber wie? Wie viel Zeit brauchen sie dafür? Angesichts der gegenwärtigen Belastungssituation erscheint den beiden Frauen jede Stunde als Mehraufwand – erst nach längerer Diskussion lassen sie sich überzeugen, dass ihnen der vermeintliche Mehraufwand Entlastung bringen wird.

Sie fassen zwei Beschlüsse. Erstens: In Zukunft wollen sie jede Woche einen halben Tag gemeinsam im Büro sein. In dieser Zeit wollen sie eine fixe Besprechung ansetzen, sich aber auch Zeit nehmen für Gespräche, Themen

oder Ideen, die sich spontan ergeben. Diesen wenig strukturierten Teil der Arbeit empfinden beide als Bereicherung – sie hatten ihn in den zurückliegenden Monaten allerdings vernachlässigt. Zweitens: Zweimal pro Jahr wollen sie sich zu einer zweitägigen Retraite zurückziehen. Die eine Klausur soll dem fachlichen Austausch, dem Lernen voneinander und damit der Weiterbildung gewidmet sein, die andere dem Rück- und Ausblick: Bilanzieren des zu Ende gehenden Jahres, Schwerpunkte, Aufgaben und Verteilung der Arbeitszeit für das kommende Jahr festlegen, Diskussion über die strategische Ausrichtung und die Visionen für ihre Professur. In einer separaten Sitzung orientieren sie ihre Vorgesetzte über die Neuerungen und vereinbaren mit ihr, wann sie wieder gemeinsam Bilanz ziehen wollen.

*

Modell Topsharing im Überblick (Kuark, 2003)



Topsharing

Ein Topsharing ist ein anspruchsvolles Unterfangen – für das betroffene Paar, für die ihnen Unterstellten und für die Vorgesetzten. Ein Topsharing will sorgfältig aufgeleitet und eingeführt sein. Die Erfahrung in der Beratung von Topsharing-Paaren zeigt, dass der Arbeitsinhalt, die Aufgaben und die Verantwortung in der Regel gut aufgeteilt und die An- und Abwesenheiten gut geplant werden. Alles Weitere, so die implizite Annahme, wird sich von selbst ergeben oder besprochen, falls sich ein Problem stellt. Im Arbeitsalltag wird die Bedeutung des dialogischen Kerns (siehe Abbildung) gern unterschätzt. Es empfiehlt sich deshalb, dass das Paar die Koordination und die Kommunikation des Topsharings als eine zentral wichtige Aufgabe behandelt und bei der Planung gleichberechtigt neben inhaltliche Aufgaben und Führungsaufgaben stellt und entsprechend Zeit dafür einräumt. Ein Topsharing will auch gepflegt sein. Es braucht regelmässige Auszeiten zur Reflexion der Zusam-

menarbeit, der Aufgabenerfüllung, der Zielerreichung, der strategischen Ausrichtung etc.

Eine wichtige und wiederkehrende Aufgabe ist auch die Kommunikation gegen aussen: Vorgesetzten, Mitarbeitenden sowie Kolleginnen und Kollegen muss klar sein (und bleiben), dass das Topsharing-Paar für die Führungsaufgaben gemeinsam nur so viele Ressourcen zur Verfügung hat wie andere Führungspersonen je einzeln. Dieser Umstand gerät gern in Vergessenheit, insbesondere bei Paaren, die einen grossen Output haben und aufgrund ihres «doppelten Vorhandenseins» eine permanente Verfügbarkeit suggerieren. Es darf nicht die Erwartung entstehen, dass das Topsharing-Duo je einzeln einen genauso grossen Beitrag leistet wie andere Führungspersonen.

*

In der Zwischenzeit haben die beiden Professorinnen einen neuen Arbeitsrhythmus gefunden und halten regelmässig ihre Besprechungen zu zweit ab. Die neuen Strukturen haben zu einer spürbaren Entlastung geführt. Auch eine erste Retraite hat stattgefunden. An einem schönen Ort, fernab der Hochschule. Kürzlich hat mich eine E-Mail der beiden Professorinnen erreicht. Sie schreiben, die Beratung habe ihnen in schwierigen Zeiten geholfen, die Kurve zu finden – «so dass es uns immer noch gibt».

Trix Angst

Literatur

Kuark, J.K. (2003). Das Modell Top-Sharing: Gemeinsam an die Spitze. Lenzburg: JKK Consulting (www.topsharing.ch).
Baillod, J. (2001): Teilzeitarbeit und Job Sharing in Führungspositionen. In: Ulich, E. (Hrsg.). Beschäftigungswirksame Arbeitszeitmodelle. Zürich: vdf Hochschulverlag.

Weiterbildung Systemische Therapie und Beratung

- **Start Grundlagen im September 2012**
Infoabende siehe HP
- **Start Vertiefung im November 2012**
Infoabende siehe HP
- **Humor und provokative Herausforderungen bei Depressionen, Ängsten und Zwängen.**
Peter Hain. 9.-10. November 2012
(Modul für PsychologInnen und ÄrztInnen mit systemischer Grundausbildung)

Weiterbildungen für alle interessierten Fachleute

- **Die Kraft der Mehrgenerationenperspektive.** Systemchoreografien und Skulpturen.
Gunther Schmidt. 9.-10. März 2012
- **2. Hypnosystemische Tagung in Zürich 15.-17. Juni 2012**
Infos / Anmeldung www.hypnosystemische-tagung.ch
- **Spuren des Erfolgs – Systemische Therapie trifft Neurobiologie.**
Rainer Schwing. 12.-13. September 2012
- **ich schaff's.** Das lösungsorientierte Programm für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen.
Thomas Hegemann. 1.-2. Oktober 2012

Programme/Anmeldung/Informationsabende: www.ief-zh.ch, IEF Institut für systemische Entwicklung und Fortbildung, Voltastrasse 27, 8044 Zürich, Tel. 044 362 84 84, ief@ief-zh.ch



Mensch und Tier

Ein langer Weg zur sozialen Partnerschaft

«Geliebt, verhätschelt, verstossen» heisst der Titel einer Heimtier-Ausstellung, die vom 3. März bis zum 10. Juni im Naturmuseum Winterthur zu sehen ist. Sie beleuchtet die Sonnen- und Schattenseiten der Haustierhaltung. Die Beziehung des Menschen zu «seinen» Tieren war schon immer wandelbar und widersprüchlich. – In den letzten Jahrzehnten wurden Tiere für den Menschen zum Sozialpartner. Und gar zum Co-Therapeuten.

Während langer Phasen in der menschlichen Evolution waren Mensch und Tier eng miteinander verbunden. In der Vorstellung des Menschen gab es keine Grenze zwischen «Tierischem» und «Menschlichem» (Greiffenhagen 1991). Tiere wurden in den von Animismus, Schamanismus und Totemismus geprägten frühen Jäger-Sammler-Gesellschaften als wesensverwandte Geschöpfe angesehen, kultisch verehrt, und es wurde ihnen grosser Respekt entgegengebracht. Im antiken Rom und Griechenland besaßen nur noch Götter die schamanische Fähigkeit, sich in Tiere zu verwandeln, um ihre wahre Erscheinung zu verbergen, und es folgte eine Trennung zwischen der einst so tiefen Verbundenheit von Mensch und Tier (Serpell 2000).

Darwins Theorien

Dieser Trennung folgte ein jahrhundertelanger respektloser Umgang mit Tieren, die vor allem als Nahrungslieferant und Handelsware dienten.

Im Mittelalter wurde eine zu enge Beziehung zu Tieren schnell als Verbindung mit dem Teuflichen gesehen und gnadenlos geahndet. Mit dem sich verbreitenden Humanismus im 16. Jahrhundert wurde das Tier von dem Philosophen Descartes als Maschine ohne Moral, Rationalität, Verstand, Seele, Bewusstsein und Geist angesehen. Selbst das Empfinden von Schmerz wurde ihm aberkannt. Dies bedeutete eine noch tiefere Trennung zwischen Mensch und Tier.

1859 zeigte Charles Darwin mit der Evolutionstheorie, dass neue Arten durch natürliche Selektion aus schon bestehenden Arten entstehen. Damit nahm der Mensch keine Sonderstellung

gegenüber den Tieren mehr ein, sondern war aus gemeinsamen Vorfahren entstanden. Darwin wies auch als Erster darauf hin, dass das Fehlen von Sprache keinen Beweis für einen grundlegenden Unterschied zwischen Mensch und Tier darstelle: «Die Tiere empfinden wie der Mensch Freude und Schmerz, Glück und Unglück» (Darwin 1906). Trotz der grossen Empörung, die ihm entgegenschlug, war die Ausbreitung von Darwins Theorien nicht mehr aufhaltbar. Dass Tiere Gefühle haben, wird aber erst seit etwa 30 Jahren in der Wissenschaft allgemein anerkannt. Inzwischen beschäftigen sich Forscher aus der Ethologie, Biologie, Neurologie und Psychologie mit den Gefühlen von Tieren.

Unter dem Begriff «Heimtier» werden allgemein Tiere verstanden, die der Mensch ohne ökonomische Überlegungen, als reines Vergnügen oder aus Liebhaberei in seinem Haus hält. In der Schweiz werden neben Vögeln und Nagern vor allem Hunde (0,5 Millionen) und Katzen (1,5 Millionen) gehalten. Sie gehören zu den wenigen Heimtieren, die nicht in Käfigen gehalten werden und trotzdem beim Menschen bleiben. Sabine Thor (2002) gibt folgende Erklärung, wieso Heimtiere heute so beliebt sind: Die Nähe zum Tier sei gerade deswegen so reizvoll, weil wir zugleich eine Andersartigkeit und Fremdheit spürten und weil wir ahnen könnten, dass wir in ihm etwas von uns selbst wieder erkennen könnten.

«Bio-psycho-soziales Wirkgefüge»

Als Folge der Erkenntnis, dass Tiere über ein weites Spektrum von Gefühlen verfügen, wurde auch immer mehr der positive Effekt der Mensch-Tier-Beziehung wissenschaftlich erforscht. Heute wird die Beziehung zwischen Mensch und Tier oft als ein «bio-psycho-soziales Wirkgefüge» (Otterstedt 2000) bezeichnet.

Erst seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts werden (Heim-)Tiere auch therapeutisch eingesetzt, nachdem Erika Friedmann herausgefunden hatte, dass die Haltung von Heimtieren die Überlebenschance von Patienten nach einem Herzinfarkt erhöht (Friedmann 2000). Seither stand im Fokus der Forschung vor allem die Wirkung



Barbara Fehlbaum, Dr. phil. I, Notfallpsychologin und Tierpsychologin I.E.T., studierte an der Universität Zürich Ethnologie und Psychologie und spezialisierte sich auf transkulturelle Psychologie. Bei PD Dr. Dennis C. Turner, dem weltweit bekannten Erforscher von Mensch-Tier-Beziehungen, schloss sie das Tierpsychologiestudium 2007 ab. Neben ihrer Tätigkeit im notfallpsychologischen Bereich ist sie Teilzeitassistentin bei PD Dr. Dennis C. Turner und führt eine eigene Praxis für Verhaltensberatung von Hunden und Katzen. Sie ist Präsidentin des Vereines der Tierpsychologinnen I.E.T. (V.I.E.T.A.).

von Tieren auf den Menschen. Man fand positive Effekte der Anwesenheit von Hunden, welche die Konzentrationsfähigkeit von Kindern fördern (Gee, Church & Altobelli 2010) und Aggression im Klassenzimmer reduzieren (Olbrich & Schwarzkopf 2003). Hippotherapie wird vor allem erfolgreich eingesetzt bei Störungen der koordinativ-kognitiven Funktionen (Scheidhacker 2003). Viele Tiere übertreffen Menschen mit ihrer Sensibilität für die Wahrnehmung somatischer Prozesse – ein Hund hört den Herzschlag seines Halters über etwa einen Meter Distanz hinweg, er riecht seinen Handschweiss, kann bei ihm Anzeichen von Hypoglykämie wahrnehmen und vieles mehr (Olbrich & Beetz 2000).

Mensch und Tier

Diese und viele weitere positive Effekte vor allem von Hunden auf die Gesundheit und das Wohlbefinden von Menschen wurden in den letzten 30 Jahren zusammengetragen.

Noch weitgehend unerforscht ist jedoch die andere Seite, die Wirkung des Menschen auf das Tier in all den erwähnten Einsatzgebieten von Heimtieren. Einige Hinweise gibt es aus der Mensch-Tier-Beziehung, wenn das Tier nur als Heimtier gehalten wird. Im Zentrum steht dabei unter anderem das sogenannte «Wohlfühlhormon» Oxytocin, ein Gegenspieler des Stresshormones Cortisol. Das Hormon wird bei beiden Geschlechtern von der Hypophyse abgegeben. Bei der Frau ist es zum Beispiel für die Auslösung der Wehen und später des Milchflusses verantwortlich. Odendaal und Meintjes untersuchten bereits 2003 die Rolle von Oxytocin in der Beziehung zwischen Mensch und Hund. Bei 18 Freiwilligen und ihren Hunden massen sie die Oxytocinmenge im Blut vor und nach ihrer Interaktion mit dem Hund, Blutdruck und Stresshormone nahmen ab, Oxytocin nahm bei beiden Partnern zu. Also hatte die Hund-Mensch-Interaktion für beide Partner eine beruhigende, stressmindernde Wirkung. Eine spätere Studie bestätigte dies, fand aber, dass Oxytocin nur bei Frauen anstieg, nicht aber bei Männern (Miller et al. 2010).

«Tiere als Partner»

Problematisch aus Tierschutzsicht werden die Heimtierhaltung und der Einsatz von Tieren in der therapeutischen Arbeit dann, wenn die Bedürfnisse des Tieres nicht erfüllt sind. Eine Folge von Haltungsfehlern sind Verhaltensprobleme, die so vielfältig sein können wie Aggression gegenüber dem Halter (oder anderen Tieren) bei Hund und Katze oder Markierverhalten und Unsauberkeit bei der Katze. Ebenfalls häufig sind Angststörungen bei beiden Tierarten.

Solche Verhaltensprobleme sind häufig ein Grund dafür, dass Heimtierhalter ihr Tier im Tierheim abgeben. Der Schweizer Tierschutz (STS), der Dachverband von 70 regionalen und kantonalen Tierschutzvereinen in der Schweiz und Liechtenstein, verzeichnete 2010 über

27 000 in Tierheimen abgegebene Tiere, Tendenz steigend, mit jährlichen Zunahmen zwischen 10 und 15 Prozent. Bei 10,3 Prozent der Hunde und 18,1 Prozent der Katzen geben die ehemaligen Halter als Grund für die Abgabe an, das Tier habe Verhaltensprobleme (Micciché 2003).

Auch aus einer übertriebenen Mensch-Tier-Beziehung und Vermenschlichung von Tieren kann in der momentanen Entwicklung eine neue «Missbrauchsdimension» für das Tier entstehen.

Im Therapiebereich verfügen zwar viele Organisationen wie der Verein Therapiehunde Schweiz oder die Gesellschaft für tiergestützte Therapie und Aktivitäten (GTTA) über eine fundierte Ausbildung für Therapiehunde und ihre Halter sowie über strenge Richtlinien, bei denen die Dauer und Anzahl der Einsätze der Tiere festgelegt sind, damit die Therapiehunde nicht überfordert werden. Es gibt jedoch keine systematischen wissenschaftlichen Untersuchungen darüber, wie beispielsweise andere Tiere im Therapieeinsatz gehalten und behandelt werden. Es ist daher unbekannt, ob und wie häufig Missbrauch der Tiere in der therapeutischen Situation vorliegt.

Die Tierärztin Rosmarie Poskocil (2012) hat 51 Pflegeheime in Österreich besucht und deren Katzenhaltung beurteilt. Das Resultat war ernüchternd. Sie stellte vielerorts entscheidende Haltungsfehler fest, es fehlte häufig sogar am Nötigsten für diese Katzen, die «für die Senioren» angeschafft wurden. Nur ein einziges Pflegeheim hatte die Katze gezielt für ihren Einsatz als Therapietier ausgesucht und speziell darauf geachtet, dass es ein menschenfreundliches und gelassenes Tier ist.

In vielen Heimen konnte Poskocil beim Grossteil der Katzen (70,1 Prozent) Verhaltensstörungen feststellen, teils litten diese unter massiven Angststörungen und starker Unsicherheit, was sich teilweise auch in defensiver Aggression gegenüber den Menschen äusserte, wenn man sie zu berühren versuchte. Diese Tiere verkrochen sich tagsüber mehrheitlich und kamen nur nachts hervor. Ebenfalls ungenügend war die tierärztliche Versorgung, mancherorts fehlte es gar an genügend artgemäs-



Eva Waiblinger, Dr. sc. nat., Verhaltensbiologin, hat an der Universität Zürich Zoologie studiert, über die Mutter-Kind-Beziehung bei Javaneraffen diplomiert und eine Doktorarbeit über die Ursachen von Verhaltensstörungen bei Rennmäusen in der Laborhaltung verfasst. Sie betreut die Fachstelle Heimtiere des Schweizer Tierschutzes STS, arbeitet als Teilzeitassistentin von PD Dr. Dennis C. Turner und ist Vorstandsmitglied des Vereines für Tierpsychologinnen und Tierpsychologen I.E.T. (V.I.E.T.A.).

sem Futter. Das Fazit ihrer Studie war, dass nur ganz wenige Senioren in den Pflegeheimen überhaupt von der Katzenhaltung profitieren konnten, da die Katzen kaum von sich aus Kontakt suchten. Das Problem waren schlechte Haltung und fehlende Rückzugsmöglichkeiten, aber auch, dass sich die meisten Katzen nicht für einen therapeutischen Einsatz eignen. Diese Studie lässt sich nicht einfach auf die Schweiz übertragen, zeigt jedoch auf, welche tierschutzrelevanten Situationen entstehen können, wenn die Bedürfnisse der Tiere auch im therapeutischen Umfeld nicht beachtet werden.

Die grundlegende Erkenntnis von PD Dr. Dennis C. Turner bringt es auf den Punkt, wie wir den Umgang mit Tieren,

Mensch und Tier

egal ob im privaten oder therapeutischen Kontext, gestalten sollten: «Nur wenn wir in unserem Verhalten Tiere als Partner respektieren und ihnen art- und tiergerechte Haltung anbieten, dürfen wir erwarten, dass sie uns als soziale Partner Wertvolles wiedergeben.»

Barbara Fehlbaum, Eva Waiblinger

Literatur

Darwin, Ch. (1906): Darwins Weltanschauung von ihm selbst dargestellt, Verlag E. Salzer.

Friedmann, E. (2000): The Animal-Human-Bond: Health and Wellness. In: Handbook on Animal-Assisted Therapy. Theoretical Foundations and Guidelines for Practice. Ed. Aubrey Fine. Academic Press.

Gee, N.R., Church, M.T., & C.L. Altabelli (2010): Preschoolers make fewer errors on an object categorization task in the presence of a dog. *Anthrozoos* 23 (3).

Greiffenhagen, S. (1991): Tier als Therapie. Droemer Knaur.

Micichè, S. (2003): Détention des chiens et des chats dans les refuges et les pensions. Doktorarbeit. Veterinärmedizinische Fakultät, Universität Bern.

Miller, S.C., Kennedy, C., DeVoe, D., Hickey, M., Nelson, T., & Kogan, L. (2009): An examination of changes in oxytocin levels in men and women before and after interaction with a bonded dog. *Anthrozoos* 22 (1): 31-42

Odendaal, J.S.J., & Meintjes, R.A. (2003): Neurophysiological correlates of affiliative behaviour between Humans and dogs. *The veterinary Journal* 165.

Olbrich, E., & Beetz, A. (2000): Tiergestützte Therapie – Was wirkt? In: Tiere als therapeutische Begleiter. Ed. Beetz, A. & Ford, G. Tiere helfen Menschen e.V., Eigendruck, Würzburg.

Olbrich, E., & Schwarzkopf, A. (2003): Lernen mit Tieren. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Ed. Olbrich, E., & Otterstedt, C. Franckh-Kosmos Verlags GmbH, Stuttgart.

Otterstedt, C. (2000): Die heilende Wirkung von Tieren auf Menschen. In:

Beetz, A., & Ford, G. (Hrsg.): Tiere als therapeutische Begleiter. Tiere helfen Menschen e.V., Eigendruck, Würzburg.

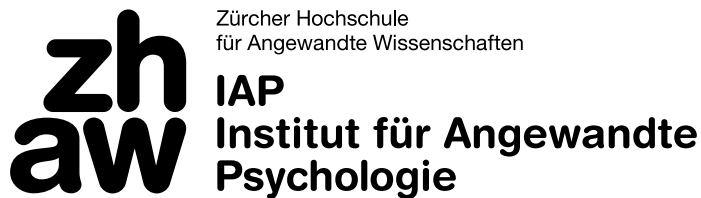
Poskocil, R. (2012): Lebensbedingungen von Katzen in Alters- und Pflegeheimen. Verhaltensstrategien, Effizienz für die Bewohner, tierschutzrelevante Aspekte. Abschlussarbeit als tierpsychologische Beraterin I.E.T., unveröffentlicht.

Scheidhacker, M. (2003): Psychotherapeutisches Reiten in der psychosomatischen Therapie. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der

tiergestützten Pädagogik und Therapie. Ed. Olbrich, E. & Otterstedt, C. Franckh-Kosmos Verlags GmbH, Stuttgart.

Serpell, J. (2000): Animal companions and human well-being: An historical exploration of the value of human-animal relationships. In: Handbook on Animal-Assisted Therapy. Theoretical Foundations and Guidelines for Practice. Ed. Aubrey Fine. Academic Press.

Thor, S.: Mensch-Tier-Beziehung. Online: www.gesundheitsgesprach.de (31.07.2002).



MAS Kinder- & Jugendpsychotherapie

Im Zentrum der Ausbildung steht eine methodenübergreifende Ausrichtung, die an Stärken und Ressourcen der Kinder, Jugendlichen und Familien anknüpft. Es werden verschiedene evidenzbasierte Ansätze sowie Erkenntnisse aus der Entwicklungspsychologie integriert. Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH in Kinder- & Jugendpsychotherapie.

Beginn: Herbst 2012

Infoveranstaltung:

Montag, 14. Mai 2012, 18.15 Uhr, IAP, Merkurstrasse 43, Zürich

Info und Anmeldung:

Telefon +41 58 934 83 30, margrit.voneuw@zhaw.ch, www.iap.zhaw.ch/mas-kjpt

MAS Systemische Beratung

In Kooperation mit dem ZSB Bern

Der MAS vermittelt Kenntnisse in systemischer, ressourcen- und lösungsorientierter Beratung und deren Umsetzung in die Beratungspraxis.

Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH in Systemischer Beratung.

Beginn: 12. März 2012

Info und Anmeldung:

Tel. +41 58 934 83 72, veronika.bochsler@zhaw.ch, www.iap.zhaw.ch/wb-therapie

Zürcher Fachhochschule



Dichter und Verbrecher

«Ach, was für ein Verbrecher wäre Goethe, wäre er kein Dichter»

Verbrechen sind ein dankbarer Erzählstoff: Sie entsetzen, üben aber zugleich eine schaurige Faszination aus. Dichter und Verbrecher zählen zu den klassischen Paaren in der abendländischen Geistesgeschichte – die einen nützen ihre Phantasie zur Sprachkunst, die andern zur Planung eines Verbrechens.

Seit der Antike gehört das Verbrechen zu den prominentesten Motiven in der Literatur. «Das Namenregister der Weltliteratur kommt einer Verbrecherkartei gleich», meinte der österreichische Sprachwissenschaftler Wendelin Schmidt-Dengler, «das gilt schon für die Anfänge der abendländischen Literatur: Das Alte Testament beginnt mit einem Verbrechen, und auch die Griechen, die allgemein als die Begründer des humanen Denkens und Fühlens gelten, haben den Archetypen verschiedener Verbrechen in ihren Mythen die Konturen gegeben: Da ist Orest, der Muttermörder, Ödipus, der Vaternörder, Klytaimestra, die Gattenmörderin, Medea, die Kindermörderin, Eteokles und Polyneikes, die Brudermörder, die einander wechselseitig töteten. Im Wahn mordet der grosse Held Herakles blindlings – er wird zum Amokläufer. [...] Das Nibelungenlied besteht aus einer nicht abreissenden Folge von Verbrechen. Der Mord an dem strahlenden Helden Siegfried zieht eine umfassende Racheaktion nach sich: Kriemhild verfolgt die Mörder ihres Mannes, und am Ende steht das Fanal, das grosse Verbrechen, die Vernichtung der Burgunder am Hofe des Königs Etzel, ein Genozid, der ein Menetekel für die nachfolgenden Generationen sein sollte.» Für die Präsenz des Verbrechens in der mittelhochdeutschen Literatur kann der Hochverrat im *Rolandslied* des Klerikers Konrad stehen, das etwa um 1170 geschriebene Epos um Karl den Grossen und seinen Lieblings-Vasallen und Neffen Roland. Im *Nibelungenlied* sodann geht es um eine Serie fürchterlicher Verbrechen: Betrug, Verrat, Mord und Totschlag. Jede Untat gebiert neue Untaten, die sich immer weiter steigern bis hin zum totalen Untergang.

Wo immer Literatur Leben und Wirklichkeit in konzentrierter und organisierter Form darstellt, enthält sie Verbrechen, in vielfältigster Gestalt. Es ist ein dankbarer Erzählstoff von hohem Unterhaltungswert und kann starke Empfindungen hervorrufen, Schrecken, Wut und Entsetzen, aber auch Lust und schaurige Faszination. Literatur bringt uns die Verbrecher so nahe, dass wir subversiverweise mit ihnen sympathisieren, ja uns identifizieren und hoffen, dass ihre Verhüllung gelinge.

Dichter als Lügner

Viele Dichter haben sich selbst als Verbrecher dargestellt. «Ich denke mir manchmal, Dichter sind die geborenen Verbrecher, nur ohne die nötige Courage», schrieb etwa Arthur Schnitzler. Spätestens seit Friedrich Nietzsche werden Literatur und Verbrechen häufig demselben Ursprung zugerechnet. Die Annahme, sie nähren sich aus denselben Wurzeln, zählt sogar zu den zentralen Postulaten der Kriminalpsychologie um 1900. Literatur und Verbrechen gelten als Manifestationen einer inneren, von Phantasie bestimmten Disposition, die sowohl zu Sprachkunst wie zur Planung eines Verbrechens führen kann.

Unabhängig von der Tragweite der These ihres gemeinsamen Ursprungs weisen Literatur und Verbrechen eine Reihe grundlegender struktureller Gemeinsamkeiten auf, etwa die Analogie des poetischen und des Rechtsfalls in der Analyse. Verbrechen werden, nicht immer ohne eine gewisse ausserästhetische Frivolität, als *Erzählungen* aufgefasst, Verbrecher als Erzähler.

Als «Produzenten» hat den Verbrecher auch der österreichische Essayist Franz Schuh dargestellt, als er zu ergründen versuchte, weshalb auch grausame Verbrecher in der Literatur die Phantasie der Leserschaft erregen: «Der Verbrecher produziert auch die Literatur über das Verbrechen. Die schöne Kunst des Schreibens nimmt sich des Verbrechens an und vermehrt durch diese Annahme den eigenen Reichtum.» Was die Literatur über das Verbrechen «zu einer hervorragenden Ware» mache, sei die Spannung. Sie



Thomas Sprecher, geboren 1957, Dr. iur., PD Dr. phil., ist Jurist und Germanist. Er arbeitet als Rechtsanwalt in Zürich und ist Privatdozent für neuere deutsche Literatur an der Universität Fribourg.

hänge «mit einer ungeheuren Modernisierung, also mit einer Kommerzialisierung dessen zusammen [...], was in der griechischen Tragödie die Katharsis, die Läuterung des Zuschauers, auslösen sollte: Erregung von Furcht und Mitleid angesichts des Schrecklichen!» Die Literatur sei «eine Institution, die es ermöglicht, das Verbrechen nicht moralisch beurteilen, verurteilen zu müssen. Die literarische Phantasie ermöglicht eine Spekulation, eine Selbstbespiegelung, in der das mehr oder minder gutbürgerliche Subjekt des Autors und seines Lesers sich in Gedanken entgrenzt. Ist der Mensch in der Zivilisation nicht das blosses Objekt von Regeln, die auf ihm lasten und von deren Übertretungen zu träumen er ebenso gelernt hat, wie man ihm beibrachte zu gehorchen, also auf die Regeln zu hören? *Entfesselung* ist eine Vision, und sie bedarf der symbolischen Ebene. Ach, was für ein Verbrecher wäre Goethe geworden, wäre er kein Dichter gewesen.» Der Dichter als potenzieller Verbrecher – eine schon im 19. Jahrhundert beliebte Vorstellung. Prominent vorgebracht wurde sie zuvor schon durch Friedrich Schiller, einen der emin-

Dichter und Verbrecher

testen Kriminalpsychologen. In den unruhigen Jahren vor dem Ausbruch der Französischen Revolution wurde Schiller zum führenden Kriminalschriftsteller Deutschlands, den die psychologische «Leichenöffnung des Lasters» faszinierte. Er begeisterte Kritiker und Lesepublikum mit der vom Sturm und Drang gelösten Novelle *Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte* (1786), die dann unter dem Titel *Der Verbrecher aus verlorener Ehre, eine wahre Geschichte* (1792) veröffentlicht wurde. Sie ist paradigmatisch für die analytische Auseinandersetzung mit dem Verbrechen und die täterorientierten Konstruktionen von Kriminalität im späten 18. Jahrhundert, denen aufklärerische Erkenntnisinteressen zugrunde lagen. Schiller stellt die Frage, ob nicht die Analyse der Psyche des Täters eine Erklärung der Tat geben könne. Auch wies er auf die Formel «Anlage und Umwelt» hin, die später die Kriminologie bestimmen sollte. Das psychologische Interesse, mit dem er die kriminelle Persönlichkeit ausleuchtete, war geeignet, die politisch angestrebte Differenzierung zwischen kriminellem und nichtkriminellem Bürger zu unterlaufen und einzuebnen. Indem er sich in die kriminelle Biographie einzufühlen versuchte, berücksichtigte er auch das soziale, politische und biologische Milieu für ihre kriminelle Genese, wodurch er die Distanz des Lesers zum Verbrecher reduzierte, diesen gewissermassen resozialisierte und sein Schicksal dem Mitleid öffnete. Bei Schiller war der Verbrecher kein Fremder. Für ihn lag die Bedeutung des Verbrecherischen in der Möglichkeit der Erkenntnis für das Allgemeinmenschliche.

Bei seinen Zeitgenossen konnte Schiller das Interesse am «erhabenen Verbrechen» voraussetzen. Neben dem *edlen Verbrecher*, dem Verbrecher aus edlen Motiven des Räuberromans, galt die besondere Aufmerksamkeit der Zeit dem *grossen Verbrecher*. Schillers Figuren entsprechen oft diesem Typus. Der Gedanke, dass sich im Verbrechen nicht selten eine grosse Kraft offenbaren soll, die aufgrund irgendwelcher Hindernisse den Weg zu

einem sozialen Ziel nicht gefunden hat, wird sowohl in der Vorrede zu den *Räubern* als auch in der Einleitung zum *Verbrecher aus verlorener Ehre* ausgeführt.

Eine strukturelle Verwandtschaft von Dichter und Verbrecher stellt insbesondere auch die Behauptung her, Dichter lügten. Als ihr Prototyp gilt eine Stelle aus Platons *Politeia* (um 370 v. Chr.). An ihr haben sich die Literaturtheoretiker nunmehr über zweitausend Jahre lang abgemüht. Nach Hans Blumenberg besteht sogar überhaupt die Geschichte der abendländischen Reflexion über Literatur im Wesentlichen aus der Auseinandersetzung mit eben dem Vorwurf, dass die Dichter lügten.

Verbrecher als Dichter:

Pseudologia phantastica

Ein Verbrechertypus, der zum Dichter daher in besonderer Nähe steht, ist, als Berufslügner, der Hochstapler. Anton Delbrück, Oberarzt an der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli, hat 1891 erstmals das Bild der *Pseudologia phantastica*, des krankhaften Schwindelns oder pathologischen Lügens, beschrieben, in seiner berühmten Schrift *Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler*. Er führte Goethes Bericht aus dessen Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* an, dass er als Knabe einmal die Gewohnheit gehabt habe, seinen Kameraden erfundene Märchen als eigene Erlebnisse zu erzählen. «Wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäss, die Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmässigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiss nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben. – Betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmassung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgendeine Weise als wahr erscheinen konnte.» Goethe, wie etwa auch Gottfried Keller, meint Delbrück, hätten nicht zu-

fälligerweise die *Pseudologia phantastica* in ihren Kinderjahren an sich selbst beobachtet. Umgekehrt war für den Kriminalpsychologen Erich Wulffen der Hochstapler gewöhnlich durch eine künstlerische Veranlagung gekennzeichnet, die, «durch irgendwelche Umstände gehemmt, in unsoziale Bahnen» abgeleitet wird.

Delbrücks Studie folgte eine Flut von Aufsätzen, die von Hochstaplern in Leben und Literatur handelten, von rhetorisch überdrehten Schwindlern und verbrecherischen Renommisten. Regelmässig wurde ausgeführt, es sei eine geläufige Erscheinung, dass im Leben von Dichtern pseudologische Züge nach aussen träten. Alle Autoren, die diese Erscheinung beschrieben haben, stimmten darin überein, dass pseudologische Züge, das Phänomen der Vermischung von Imagination und Realität, sich neben dem Hochstapler auch beim Dichter, beim Schauspieler und beim Kind zeige, unter Hinweis auf Sigmund Freuds Aussage, «dass die Dichtung wie der Tagtraum Fortsetzung und Ersatz des einstigen kindlichen Spielens ist».

Dies führt zum Schluss, dass lügen zu können, ein kreatives Potenzial beweist. Tatsächlich besitzen notorische Schwindler meist ein überdurchschnittliches Sprachvermögen, und so steht unter allen Verbrechen die Pseudologie der Literatur vielleicht am nächsten.

Thomas Sprecher

Literatur

Sprecher Th. (2011): Literatur und Verbrechen, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.

Sprecher Th. (2011): Literatur und Recht, Eine Bibliographie für Leser, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.

Helmuth James und Freya von Moltke

«Mein Herzensjäm ...»

2010 wurde bekannt, dass der Briefwechsel zwischen Helmuth James von Moltke, einem von den Nazis zum Tode verurteilten Widerstandskämpfer, und seiner Frau Freya von Moltke aus den letzten Wochen vor seiner Hinrichtung komplett erhalten ist. Die Briefe sind Zeugnis einer grossen Liebe in Zeiten des Widerstands gegen ein unmenschliches Regime. Sie liegen nun auch als Buch vor.

Wir schreiben den 23. Januar 1945. Europa ist müde und tief gezeichnet vom Krieg. In Berlin ist es frostig. Helmuth James von Moltke sitzt im Gefängnis Tegel, im vierten Stock des Hauses I, im sogenannten «Totenhaus». Seine Zelle ist klein, das Licht brennt Tag und Nacht. Die meiste Zeit ist er an Händen und Füßen gefesselt. Er ist 37 Jahre alt, und dieser 23. Januar 1945 ist sein Todestag. In einem letzten Brief an seine Frau Freya von Moltke schreibt er: *«Mir geht es gut, mein Herz. Ich bin nicht unruhig oder friedlos. Nein, kein bisschen. Ich bin ganz bereit und entschlossen ...»*

Wenig später wird der Widerstandskämpfer von den Nazis hingerichtet. Seine Asche geben sie auf einen Acker. Freya von Moltke bleibt mit den zwei Söhnen noch zwei Jahre in Berlin, dann zieht sie über die Schweiz nach Südafrika. 1956 kehrt sie wieder nach Berlin zurück, um vier Jahre später in die USA auszuwandern. Dort bleibt sie bis zu ihrem Tod. Sie stirbt im Alter von 98 Jahren am 1. Januar 2010 – knapp 65 Jahre nach ihrem Ehemann. Der Gedenkstein auf dem Friedhof von Norwich im US-Bundesstaat Vermont trägt die Namen von Freya und von Helmuth James von Moltke – die Namen eines aussergewöhnlichen Paares und einer bemerkenswerten Liebe.

Geschmuggelte Briefe

Zeugen dieser grossen Liebe sind unter anderem Briefe. Eine herausragende Stellung nimmt dabei der Briefwechsel zwischen den zwei Eheleuten ein, der vom 29. September 1944 bis zum 23. Januar 1945 reicht. Es sind die letzten Wochen und Monate im Le-

ben von Helmuth. Das Paar schreibt sich täglich, bisweilen auch mehrmals täglich. Die Briefe werden vom evangelischen Seelsorger des Gefängnisses Tegel, Harald Poelchau, unter Einsatz seines Lebens hinaus- und hineingeschmuggelt.

Freya versteckt die Briefe und bewahrt sie ihr ganzes Leben auf. Die über 180 Briefe sind Anfang 2011 als Buch erschienen, herausgegeben vom Sohn Helmuth Caspar und der Schwiegertochter Ulrike von Moltke. Die Briefe unterschiedlicher Länge legen Zeugnis von einer grossen Liebesbeziehung ab, sie sind Zeitzeugnisse von unschätzbarem Wert sowie genuine Lehrstücke. Sie lehren, was höchste Achtung, tiefe Überzeugung, grösste Zuneigung, bedingungslose Freundschaft und grenzenlose Teilnahme am Schicksal des anderen bedeuten. Sie zeigen, welche Kraft Liebe, Glaube und Dankbarkeit entwickeln. Sie bieten Zugang zu abstrakten Begriffen wie Moral, Gerechtigkeit, Recht und Sinnhaftigkeit auf der Grundlage des erlebten Alltags inmitten des Nazi-Irrsins.

Im Brief vom 29. September 1944 schreibt Freya: *«Die 15 Jahre, das war unser Leben, mein Jäm; was jetzt kommt, das wird ein Leben für die Söhnchen, für andere Menschen, für Dinge, ich weiss noch nicht für was, aber mein, unser Leben, mein Herzensjäm, das ist nun hier zu Ende. Du hast es mir immer gesagt, dass Du früh sterben würdest. 7 Jahre länger hast du mir versprochen, aber was tut schon Quantität. Es kommt auf die Qualität an. Wie gut, dass ich jede Minute mit Dir bewusst als ein Geschenk empfunden habe, dass ich mich um jede gerissen habe ...»* Zwei Tage später schreibt Helmuth: *«Ich habe keine Furcht vor dem Tod und glaube, Euch in irgendeiner Form zu behalten, und ich habe animalische Angst vor dem Sterben, und es schmerzt mich, dass ich Dich und die Söhnchen mit diesen meinen Augen nicht wiedersehen werde. Ich fühle, dass ich in diesem Leben so Vieles gehabt habe, dass ich keine Ansprüche mehr habe ...»*

Immerzu stehen die Grundfragen des Lebens im Zentrum. Das Paar kämpft



Helmuth James und Freya von Moltke: Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel, September 1944–Januar 1945. C.H. Beck, München 2011, 608 Seiten, Fr. 43.50, ISBN 978-3-406-61375-3.

entlang dieser Fragen gegen Ohnmacht, Willkür und Verachtung. Sie versuchen gemeinsam mit jedem Wort, das sie niederschreiben, dem Übel jener Tage Haltung, Würde und Wahrhaftigkeit entgegenzuhalten.

Im Widerstand

Kennen gelernt haben sich Freya und Helmuth im Jahr 1929. Beide stammen aus wohlhabenden Familien, und beide bilden sich zu Juristen aus. 1931 heiraten sie, und ihr Lebensmittelpunkt wird bald ein Familiengut im schlesischen Kreisau. Helmuth arbeitet als Anwalt in Berlin, wodurch das Paar oft getrennt ist. So beginnt eine intensive Korrespondenz zwischen den beiden. 1939 und 1941 kommen die zwei Söhne Helmuth Caspar und Konrad zur Welt.

Helmuth und Freya widersetzen sich dem herrschenden Zeitgeist, anfänglich als Gegner des Naziregimes, später als aktive Widerstandskämpfer. In Kreisau treffen sich bald Gleichgesinnte: mutige Männer und Frauen, die sich Gedanken darüber anstellen, wie

Helmuth James und Freya von Moltke

Deutschland nach dem Ende des Regimes neu aufzubauen wäre.

Im Januar 1944 wird Helmuth verhaftet und kommt ins Konzentrationslager Ravensbrück. Am 28. September 1944 wird er schliesslich ins Gefängnis Tegel übergeführt. Nur ganz selten können sich Freya und Helmuth sehen. Es dauert lange, bis es zum Prozess kommt, stets bleibt ungewiss, was aus Helmuth James wird.

Jeder einzelne Brief aus dieser Zeit ist ein Abschiedsbrief, denn jeder Tag könnte Helmuths letzter sein. Am 8. Oktober 1944 schreibt Helmuth: *«Morgen um diese Zeit bin ich vielleicht schon tot. Man sollte sich das eigentlich immer sagen, aber man tut es eben nicht, wenn man nicht, wie ich jetzt, dazu gezwungen ist. Leb wohl, mein Herz, Gott behüte Dich und Deine Söhnchen und uns. J.»* Und am 23. November 1944 beendet er seinen Brief mit: *«Ich sehe gerade, dass ich so tue, als stürbe ich. Das tue ich bei jedem Brief, denn er kann der letzte sein. Aber ich bin ganz stark im Glauben um mein Leben. Bleib' auch stark, mein Herz. Wir wollen mich diesen Leuten gegenüber nicht fallen lassen, keine Sekündchen ...»*

Nähe durch Schreiben

Das Schreiben ist für das Paar viel mehr als das Festhalten von Gedanken und Überlegungen oder das Schildern von Begebenheiten ihres sehr unterschiedlichen Alltags. Durch das Schreiben stellen sie vor allem anderen Nähe her. In jedem Brief legen sie einen weiteren Baustein an für die tiefe Innigkeit, die sie aneinander schmiedet. Jeder Brief ist Entstehungsort, Aufbewahrungsort und Auslöseort von Nähe.

Zwischen dem Schreiben und Lesen behält diese Nähe im Brief ihre Kraft – eine Urkraft, die sich im zeitverschobenen Akt des Schreibens und Lesens stets aufs Neue revitalisiert und die auf sie einwirkt. Diese Nähe bedeutet Geborgenheit, Hinwendung und Reichtum. Die Nähe trägt sie als Paar und als Individuen. Der getrennte Lebensalltag verschmilzt im Brief zu etwas Gemeinsamem, zu einer ganz eigenen Realität, in welcher nur sie, Helmuth

und Freya, das Paar, existieren. Sie schreiben an der gemeinsamen Erzählung weiter; sie geben sich Kraft, Mut – und unendlich viel Liebe. Sie stützen und trösten sich, sie tragen sich gegenseitig, sie schreiten voran zwischen Hoffen und Bangen, inmitten lebensverachtender Umstände.

Als Paar sind sie physisch getrennt, als Paar sind sie auf allen anderen Ebenen eng miteinander verbunden. Am 9. Dezember 1944 schreibt Freya, *«... Ich muss aufhören. Bald bin ich wieder da. Mein Herz bleibt hier und alle meine Gedanken ...»*, wenig später ergänzt sie, *«Ich bin da! Der Zug war ausgefallen. Ich bin bei den Freunden! ... Mein Jäm, ganz nah bin ich und voller Liebe. Freue mich des Tages, den ich so mit Dir noch leben kann ...»*.

Das Menschsein mit all seiner Helligkeit und Dunkelheit ist das grosse Thema dieses Briefwechsels zwischen

einer Frau und einem Mann. Was zwei Menschen als Paar verbindet, ist hier auf jeder Zeile wahrnehmbar – und nicht nur zwischen den Zeilen. Die deutsche Briefliteratur ist mit den «Abschiedsbriefen Gefängnis Tegel» um einen grossen Schatz reicher. Zu verdanken ist dies gerade auch dem Mut von Harald Poelchau, dem Seelsorger vom Gefängnis Tegel. Ihm ist dieses Buch gewidmet. Dieser Briefwechsel zwischen Freya und Helmuth verdeutlicht trotz der abgrundtiefen Tragik der Umstände, was einst Rainer Maria Rilke niederschrieb: «Ich gehöre zu den Menschen, den altmodischen, die den Brief noch für ein Mittel des Umgangs halten, der schönsten und ergiebigsten eines.» Für Freya und Helmuth war der Brief das einzig mögliche Mittel des Umgangs. Zwischen sich als Paar, zwischen sich als zwei sich liebenden Menschen.

Claudio Moro



Vertiefen Sie Ihre Therapie mit Trance!
Machen Sie die Zusatzausbildung
in Hypnosetherapie.

Nächste Grundkurse I und II der Zusatzausbildung hyps

am 30.-31. März und 11.-12. Mai 2012 in Meilen
Dozentinnen: Dr.med. Corinne Marti, lic.phil. Jacqueline Blumenthal

Weitere Grundkurse I und II der Zusatzausbildung hyps

am 14.-15. September und 5.-6. Oktober 2012 in Zürich
Dozent: Dr.phil. Peter Hain

2. Hypnosystemische Tagung vom 15.-17.06.2012 in Zürich

Vom Wissen der Symptome zur Würde der Veränderung
ExpertInnen aus Medizin und Psychotherapie zeigen, wie ein
hypnosystemischer Ansatz in den wichtigsten Anwendungsgebieten
genutzt werden kann.

Weitere Seminare der GHypS in diesem Jahr:

Wirksam auf die Selbstwirksamkeit einwirken

15.-16.11.2012 in Basel, Dozentin: lic.phil. Susy Signer

Integrationsmöglichkeiten mit anderen Therapieformen und spezielle Anwendungen

19.-20.11.2012 in Zürich, Dozent: Dipl.-Psych. Ortwin Meiss

Anmeldung und alle weiteren Veranstaltungen unter:

www.hypnos.ch

Partnerschaft in der Tanzkunst?

Vom Werk zur Aufführung

Wie geht das vor sich, wenn Tanzschaffende ein bestehendes Werk aufführen? Die Redaktion von **punktum** kam bei der Planung der Partnerschaftsnummer auf den Gedanken, dass in der Situation einer solchen Produktion doch so etwas wie eine Partnerschaft zwischen Werk und Interpreten stattfindet. Zwar denkt man bei «Partnerschaft» im Allgemeinen zuerst an etwas, was Menschen verbindet. Aber seit Urzeiten – und in Urzeiten besonders – wurden auch Phänomene, die nach unserer Vorstellung leblos sind, als lebendiges Gegenüber erlebt, so dass sie sehr wohl als Partner gesehen werden können. Darüber hinaus: Notierte künstlerische Verlaufsformen sind in sich eine ganz spezielle Art von «Ding»: Sie sind von Menschen für Menschen geschaffen. Wer sich also mit einem solchen «Ding», mit einem solchen Werk beschäftigt, beschäftigt sich sehr wohl mit einem Menschen, beschäftigt sich doch mit dem Menschen hinter – oder besser – in diesem Werk, mit dessen Intentionen und Bildern. Das Erarbeiten einer Aufführung der Tradition kann durchaus zu einer Form von Partnerschaft werden.

In diesem Sinne wurde ein Gespräch mit Tanzschaffenden gesucht: «Wie ist das, wenn Sie ein bestehendes Werk einstudieren?» Ein Austausch kam nicht zustande. Nicht weil keine Bereitschaft zur Kommunikation vorhanden gewesen wäre. Aber weil die Situation der Wiedergabe von bestehenden Werken nun beim Tanz gerade ganz eigen und ungewohnt ist. Denn im Gegensatz zu Sprache und Musik hat der Tanz seine Werke nicht aufgezeichnet. Entsprechend wenig zugänglich, und auch heikel, ist das Thema ihrer Wiedergabe.

Dem Tanz steht kein direkt zugänglicher Schatz von Werken zur Verfügung, wie das bei der Musik der Fall ist. Formal gesehen ist dem so, weil er keine auch nur annähernd der Musik vergleichbare Notations-Tradition hat. Die abendländische Musik hat vor mehr als tausend Jahren begonnen, ein allgemein anerkanntes System von Notation zu entwickeln, das immer neue Wiedergaben des gleichen Stü-

ckes ermöglicht; woran die Kirche besonders interessiert war. Dieses System wurde bis heute ungemein differenziert ausgebaut. So entstanden Fundamente, auf denen echte Partnerschaft zwischen Werk und Interpretation möglich werden kann.

Dadurch ist in der Musik die Interpretation von Werken als partnerschaftliche Auseinandersetzung so selbstverständlich, dass sie als solche gar nicht mehr wahrgenommen wird. Eine Pianistin wird als grosse Beethoven-Interpretin gefeiert. Im Vordergrund der Wahrnehmung steht also, dass es um den Komponisten geht. Denn es könnten ja alle Noten ganz genau der Notation entsprechend gespielt sein und doch der Eindruck entstehen: Nein, das ist doch nicht Beethoven. Dann wäre die Partnerschaft nicht zustande gekommen. (Anm. 1: Bleibt die komplex schwierige Frage, welches die Kriterien für ein solches Urteil sind.)

Im Tanz nun fehlt ein solches Fundament gesicherter Notation fast ganz. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts sind zwar über fünfzig Versuche zur Entwicklung einer brauchbaren Notation von Bewegung bekannt. Aber sie blieben ein Bemühen ihrer Schöpfer und wurden kaum je vom Tanz als solchem wahrgenommen und weiter geführt. Und wenn, dann nur von einem zeitlich und räumlich eng begrenzten Kreis. So fehlt beim Tanz weitgehend die notwendige Grundlage für Partnerschaften von Werk und Interpretation.

Das könnte «tragisches» Schicksal sein; viele Menschen ohne Partnerschaft erleben ihr Alleinsein als etwas, das ihnen unabhängig von ihnen selber, gleichsam von aussen passiert. Und das kann durchaus so sein. Aber «es» kann auch mit dem eigenen Wesen, mit den persönlichen Strukturen zu tun haben. Und bei der Tanzkunst nun ist das eindeutig der Fall. Nicht nur, dass alle Ansätze zu allgemein brauchbarer Notation so konsequent durch die Jahrhunderte hindurch nicht aufgenommen und weiter entwickelt wurden; nein, als in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dann gerade zwei äusserst effiziente Notationssysteme für Bewegungsabläufe erfunden



Richard Merz, Dr. phil., Psychoanalytiker, Krisenberater am damaligen Institut für Angewandte Psychologie in Zürich, eigene Praxis in Zürich, ehemaliger Theater- und Tanzkritiker der «NZZ», Mitarbeiter *International Encyclopedia of Dance* (New York) und *Pipers Enzyklopädie des Musiktheaters*.

wurden (Laban und Benesh), hat sich die Tanzkunst als Ganzes in keiner Weise auf diese wichtigen Neuerungen gestürzt. Aber sich auch nicht dagegen gestellt; nein, sie einfach auf der Seite gelassen; «man» hat sie einem archivarisch interessierten Spezialistentum überlassen. Praktisch alle Tanzschaffenden, in welcher Sparte auch immer, benützen keine dieser Notationen, ja sie kennen sie nicht einmal.

Und so «hat» der Tanz keine der Musik vergleichbare Werke. Aber ... aber es gibt doch zum Beispiel «Schwanensee», den – wie vor allem Menschen ohne Zugang zur Ballettklassik gelangweilt finden – ewig gleichen «Schwanensee». Ja, wenn es den nur gäbe, seufzen dagegen die Menschen, welche diese Kunst schätzen und sogar lieben. Das nämlich ist ein grosses Rätsel, woher im Reden über Tanz die weit verbreitete Vorstellung von einem immer gleichen «Schwanensee» kommt. Wie denn soll ein Werk «immer gleich bleiben», wenn es nicht festgehalten ist? Selbst wenn

Partnerschaft in der Tanzkunst?

ein Ballettschaffender einen Klassiker zum Werk-Partner machen möchte, kann er diesen Partner nicht so einfach finden. Das «Original» gibt es nicht; eine Ur-Form von «Schwanensee», so wie Petipa und Iwanow ihn 1895 in Petersburg geschaffen haben, ist als Ganzes detailliert nicht greifbar. (Anm. 2: Ballette des überragenden Petipa sind zwar zum Teil als Bewegungspartituren nach dem System von Stepanow nachträglich aufgezeichnet worden. Doch befinden sie sich, schwer zugänglich, in der Harvard Theatre Collection. Und könnten selbst von interessierten Tanzschaffenden nicht entziffert werden.) Gewisse Teile sind zwar mündlich im grossen und ganzen gesichert überliefert bekannt. Aber auch sie werden praktisch nie zum Partner, sie werden zum Material, frei bis sehr frei verwendet, umgeändert, in der Abfolge umgestellt. Sie werden – auch in Aufführungen, die sich traditionell nennen – weniger im Sinne der Autoren als für die Ideen und Absichten des aktuell Produzierenden benutzt. Wobei oft ausdrücklich ganz andere Intentionen als die ursprünglichen realisiert werden. Auch wenn unverändert immer «Schwanensee» angekündigt wird.

Die Musik will ihre Werke bewahren und neben und mit ihnen Neues finden. Der Tanz aber will das Neue, um das Alte zu «überwinden». Ein Wortführer der Tanzerneuerung nach 1900 hat als grosse Hoffnung den Wunsch verkündet, dass die klassische Tanzkunst doch ja hoffentlich bald ganz vergessen sei. Wohl kein Musiker hat je gehofft, dass die Klassik möglichst bald untergehe.

Der Kunstdanz erlebt die Werke nicht als Schatz, er erlebt sie als Behinderung. Er fühlt sich geradezu in seinem Eigensten bedroht, wenn er Vorgegebenes *nachtanzen* soll, wenn dieses also zum verbindlichen Partner werden soll. Musiker haben nicht das Gefühl, sie könnten nicht ihr Eigenes geben, wenn sie bestehende Werke interpretieren. Tanzende aber sehr wohl; sie betonen, dass sie dann doch nicht echt «ich» seien. Da stehen sich zwei grundsätzlich unterschiedliche Welten gegenüber. Beispiel: Eine gros-

se heutige Tänzerin, ein grosser heutiger Dirigent. Sie sagt: *Wenn mir eine Choreographie nichts sagt, dann ändere ich sie.* Er sagt: *Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich auch nur eine Note in einer von mir dirigierten Partitur ändern würde.* Der Komponist Richard Strauss hat Werke von Wagner partiturgemäss einstudiert und aufgeführt; dagegen will kein Choreograph, und schon gar nicht einer von Rang, einen Tanz-Klassiker möglichst werkgenau einstudieren. *Ich muss doch meinen eigenen «Schwanensee» machen.* Keine Partnerschaft.

Und das ist im Tanz nun nicht *halt heute* so. Im Tanz hat das mit dem Heute wenig zu tun. Der Tanz hat seit Jahrhunderten seine Werke verloren. Weil sie nicht oder nur total verändert weitergegeben wurden. Der französische Dichter Stendhal schwärmte vor kaum zweihundert Jahren davon, dass ihn Ballette nach Stoffen von Shakespeare mehr bewegt haben als Schauspielaufführungen in England. Auf welch hohes tänzerisches Kunstgelingen weist das hin! Doch nichts, gar nichts davon hat der Tanz überliefert und bewahrt. Werk als Partner gehört nicht in die Welt des Kunstdanzes.

Und gegenseitig verpflichtende Partnerschaft ist ja auch nicht die einzige Möglichkeit für gelingende Lebensgestaltung. Und schon gar nicht in der Kunst. Und zum Tanz gehört sie nun

offenkundig nicht, diese Art von Partnerschaft. Sie entspricht, so scheint es, nicht seinem Wesen. Er kennt sie nicht, er braucht sie offenbar nicht. Und kann doch grosse, echte Kunst sein.

Doch da ist noch ein anderer Aspekt von Partnerschaft im Zusammenhang mit den Werken. Und da wird das Fehlen zum Problem. Das Publikum. Für das Publikum sind Werke ein ganz wesentlicher Teil, wenn nicht gar der wichtigste, in der Begegnung mit Podiums-Kunst. Begeisterung für einen Interpreten ist Begeisterung für seine Art, ein Werk zu interpretieren. Ein *allen als gleiches* bekanntes Werk zu interpretieren. Dies bekannte Werk ist der Wert, ist der Masstab für die Wahrnehmung.

Das gibt es nicht beim Tanz. Das Publikum kann sich nicht mit *dem* «Schwanensee» identifizieren, höchstens mit einer gerade aktuellen Produktion. So gibt es nur momentane Begegnungen, von Produktion zu Produktion, von Spielzeit zu Spielzeit; fundamentlos wechselnde Beziehungen, allein und ausschliesslich durch die jeweiligen Tanzschaffenden bestimmt. Die Welt des Kunstdanzes beklagt sich sehr darüber, dass sie kein so grosses, so verlässliches Publikum hat, nicht so allgemein beliebt ist wie die Oper. Das aber könnte «damit» zu tun haben.

Richard Merz

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBEIT

Bodenmann, G. / C. F. Brändli: **Was Paare stark macht**

Das Geheimnis glücklicher Beziehungen

3. Aufl. 2011. 223 S., kart., ca. CHF 38.– (Beobachter) 978-3-85569-458-7

Borst, U.: **Wenn die Liebe überschattet wird**

Leben mit einem depressiven Partner

2011. 160 S., kart., ca. CHF 21.90 (Patmos) 978-3-84360088-0

Ulrike Borst klärt über die Krankheit Depression auf, stellt Behandlungsmethoden vor und gibt Angehörigen von depressiven Menschen Hinweise, wie sie es schaffen, selbst gesund zu bleiben und die Partnerin oder den Partner bei der Heilung optimal zu unterstützen.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif) oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Partnerstädte

Luzern vernetzt sich

Was haben Paarbeziehungen und Städtepartnerschaften gemeinsam? Werte wie Verbundenheit, Respekt, Unterstützung, Achtung, aber auch Treue sind wichtig. Städtepartnerschaften können zwar aufgelöst werden – dies wird jedoch nur unter grossem Druck gemacht. Welche Unterschiede bestehen? Paarbeziehungen sind in der Regel monogam, Städtepartnerschaften sind polygam (Luzern hat sechs Partnerstädte).

Das Instrument der Städtepartnerschaften gibt es schon seit vielen Jahrzehnten. Städtepartnerschaften fördern das Verständnis füreinander, weil sie die Möglichkeit bieten, ein Gegenüber während einer längeren Zeit kennen und verstehen zu lernen. Die Partnerschaften sind denn auch quer durch alle Gesellschaftsschichten ein Bindeglied für den kulturellen Austausch. Es sind Menschen unterschiedlichen Alters involviert, meist wirken Verwaltung und Zivilgesellschaft mit, politische und religiöse Einstellungen der Einzelnen oder deren Ethnie spielen praktisch keine Rolle. Die fortschreitende friedliche internationale Zusammenarbeit sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nach wie vor eine grosse Herausforderung ist, Mentalitäten zu verstehen, Vorurteile abzubauen und interkulturelle Kompetenz zu entwickeln. Für die Stadt Luzern sind dauerhafte, internationale Städtepartnerschaften integrierter Bestandteil der Aussenbeziehungen. Die älteste besteht seit über dreissig Jahren, die jüngste seit zehn. Mit den sechs Städtepartnerschaften hat Luzern ein internationales Netzwerk aufgebaut. Innerhalb dieses Netzwerkes werden meist bilaterale Projekte durchgeführt, in selte-

nen Fällen multilaterale mit mehr als einer Luzerner Partnerstadt oder unter Einbezug von Partnern von Partnern.

Geschichte der kommunalen Partnerschaften

Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand eine eigentliche Städtepartnerschaftsbewegung mit dem Ziel, dass Europa nie wieder durch einen Krieg auseinandergerissen werden dürfe. Der Kontinent sollte von der Basis her friedlich aufgebaut werden. In diese Zeit fällt auch die Gründung des Rates der Gemeinden und Regionen Europas, dem heute Mitglieder aus 39 Ländern weit über die EU hinaus (zum Beispiel Balkanstaaten, Israel, Norwegen, Island) angehören.

Neuen Schwung erhielt die Städtepartnerschaftsbewegung nach der Öffnung Osteuropas ab 1989 mit den Zielsetzungen, wirtschaftliche und politische Aufbauhilfe zu leisten sowie den geteilten Kontinent zu einen. In dieser Konstellation begegnen sich die Partner selbstredend nicht gleichwertig. Heute sind vor allem Städte und Regionen aus Südostasien und aus Schwellenländern an neuen Partnerschaften interessiert.

Neben den klassischen Städtepartnerschaften bildeten sich in den letzten Jahren auf kommunaler Ebene mehr und mehr themenorientierte internationale Netzwerke heraus. Die Stadt Luzern ist, im Vergleich zu anderen Schweizer Städten, in diesen Netzwerken nur lose beteiligt. Themenorientierte Netzwerke führen Fachleute rasch tief in die spezifische Materie, sind dadurch aber eher eindimensional. Zwischen der Stadt Luzern und ihren sechs Partnerstädten bestehen breitere Beziehungsnetze. Diese Breite ist eine Stärke, weil sich dadurch



Claudia Willi, lic. phil. I, hat an der Universität Zürich Germanistik, Staatsrecht und Politikwissenschaften studiert. Seit 2001 werden die Partnerstädte Luzerns von einer zentralen Stelle betreut. Claudia Willi koordiniert die Aktivitäten, fungiert als Anlaufstelle für die Luzerner Bevölkerung, ist aber auch Ansprechpartnerin für die Verwaltungsstellen der Partnerstädte. Sie vertritt die Stadt in den Vorständen der Städtepartnerschaftsvereine. Luzern hat sechs Partnerstädte: Murbach und Guebwiller (F), Bournemouth (GB), Olomouc (CZ), Cieszyn (PL), Chicago (USA), Potsdam (D). www.staedtepartnerschaften.stadt-luzern.ch

Netzwerke nicht bloss transnational, sondern auch innerhalb der Städte ergeben. In der Projektarbeit gelingt es dadurch verhältnismässig leicht, verschiedene Bereiche wie Wirtschaft, Kultur, Sicherheit, Umwelt, Bildung miteinander in Kontakt zu bringen. Der vertiefte fachliche Austausch wird dadurch nicht verhindert, sondern bereichert.

EU setzt auf Städtepartnerschaften und themenorientierte Netzwerke

Die Europäische Kommission hält auf ihrer Homepage fest: «Städtepartnerschaften gehören zu den öffentlich-

Potsdam



Klosterkirche Murbach



Partnerstädte

keitswirksamsten und langfristigen Methoden, um Menschen aus verschiedenen Ländern unter dem europäischen Banner zusammenzuführen.» Im EU-Programm «Europa der Bürgerinnen und Bürger» spielen sie eine grosse Rolle, weil sie helfen, die Strukturen der EU zu festigen. Sie werden entsprechend gefördert. Um an die Fördermittel zu gelangen, wird von städtepartnerschaftlichen Projekten verlangt, die Einwohnerinnen und Einwohner direkt in die Aktivitäten einzubeziehen.

Der Einbezug der Bevölkerung ist auch in Luzern wesentlicher Bestandteil der städtepartnerschaftlichen Konzeption. Bei vier von sechs Partnerstädten wurden private Vereine gegründet, welche die Partnerschaft in der Bevölkerung verankern. Langjährige Mitgliedschaften von Privatpersonen und Institutionen in den Vereinen begründen die Treue gegenüber den Partnerstädten, dauerhafte Beziehungen sind die Regel.

Luzern und die Schweiz stehen ausserhalb der EU, sind aber auf die Kooperation mit der EU beziehungsweise den EU-Ländern angewiesen. Während in der EU Tausende Städtepartnerschaftsabkommen den Aufbau einer immer engeren Union stützen, versucht Luzern mittels Städtepartnerschaften ihre Sichtbarkeit in diesem Raum zu erhalten. Die Dauerhaftigkeit des Austausches ermöglicht es, politische Strukturen, die zum Teil sehr unterschiedlich sind, kennen und verstehen zu lernen.

Städtepartnerschaftliche Aktivitäten

Die erste offizielle Städtepartnerschaft, die Luzern eingegangen ist, hat einen historischen Hintergrund. 1978, bei der 800-Jahr-Feier der Stadt Luzern, wurden auch Gäste aus Murbach und Guebwiller (F) aus dem Elsass nach Luzern eingeladen. Dies, weil 800 Jahre zuvor der damalige Abt von Murbach die Stadt Luzern gegründet hatte. Aus dieser anfänglich losen Freundschaft wurde ein paar Jahre später eine offizielle Städtepartnerschaft. Damals schon mit dabei war die Gemeinde Littau, die heute mit der Stadt Luzern fusioniert ist. Die

Verbundenheit mit den Elsässer Gemeinden basiert auf vielen jahrelangen freundschaftlichen Beziehungen. Die persönlichen Freundschaften der Personen stehen im Vordergrund.

Bournemouth (GB) wurde aufgrund eines persönlichen Besuchs des damaligen Stadtpräsidenten von Luzern 1982 eine Partnerstadt. Jahrelang prägte ein jährlich durchgeführtes Youth Camp die Städtepartnerschaft. Mittlerweile stehen Sprachkurse und gesellschaftlich-kulturelle Anlässe im Zentrum der Aktivitäten.

Die Städte Olomouc (CZ) und Cieszyn (PL) wurden im Rahmen der eidgenössischen Aufbauprojekte in den frühen neunziger Jahren Partnerstädte von Luzern. Waren anfänglich Projekte im Bereich Städtebau, Umweltschutz, Tiefbau die prägendsten, stehen heute eher energiepolitische Fragen und Projekte im Bereich Kulturaustausch im Zentrum.

Chicago (USA) wurde 1999 Partnerstadt von Luzern. Die sehr unterschiedliche Grösse der beiden Städte hat anfänglich Irritationen ausgelöst – suchen sich doch in der Regel Städte, die gewisse Ähnlichkeiten haben. Mit der Eröffnung des Künstlerateliers in Chicago, das der Städtepartnerschaftsverein mit finanzieller Unterstützung der Stadt und des Kantons Luzern betreibt, wurde die Partnerschaft zu einem ganz zentralen Teil der lokalen Kulturförderung.

Potsdam (D) schliesslich wurde 2002 Partnerstadt von Luzern. Der Stadtrat von Luzern hat ganz gezielt eine Stadt im deutschen Sprachraum gesucht, um als sechste Partnerstadt das halbe Dutzend voll zu machen. Die sprachliche, räumliche und kulturelle Nähe der beiden Städte wird sehr positiv aufgenommen. Projekte im Bereich

Sport (Potsdam hat als ehemalige DDR-Stadt eine riesige Sportinfrastruktur), Bildungsaustausch und Kultur prägen Luzerns jüngste Partnerschaft.

Wirtschaftlicher Nutzen

Städtepartnerschaften vermögen nicht direkt wirtschaftliche Kooperationen zu erwirken. Dennoch haben Städtepartnerschaften immer auch wirtschaftlich bedeutsame Komponenten. Allein die Tatsache, dass internationale Kontakte und Kooperationen bestehen, spricht für Offenheit und «Internationalität» einer Kommune. Insbesondere in Luzern, wo der Tourismus eine der tragenden volkswirtschaftlichen Säulen darstellt, wird dies als positiver Standortfaktor wahrgenommen.

Die Städte beschränken sich in der Regel auf die Begleitung von Wirtschaftsbeziehungen, sie stellen nicht selbst Wirtschaftsbeziehungen her. Die langjährigen städtepartnerschaftlichen Beziehungen schaffen Netzwerke, die wie ein Nährboden für potenzielle Verbindungen auf wirtschaftlicher Ebene wirken. Die Städtepartnerschaften vermögen einzig die Grundlagen für Kontakte zu schaffen – die Kontakte selbst laufen häufig nicht über offizielle Kanäle innerhalb der Verwaltungen oder der Partnerschaftsvereine. Deshalb werden wirtschaftliche Verbindungen vielfach eingegangen, ohne dass die Kommunalpolitik dabei eine aktive Rolle spielt oder überhaupt davon Kenntnis erhält. Städtepartnerschaftsbeziehungen dienen demzufolge zu einem grossen Teil dem allgemeinen Standortmarketing.

Claudia Willi

Bournemouth



Olomouc



Programm (Auszug)

2012

WORKSHOPS FRÜHLING/SOMMER 2012

Kursdaten	Titel	DozentIn
13./14.04.12	Die kleinste Einheit des Helfens: lös.-orient. Gespräche	K. Hankovszky
18./19.04.12	Ich schaff' s! Lösungsorientiert Arbeiten mit Kindern	Christiane Bauer
23.-25.04.12	Hypnosyst. Selbstmanagement & imaginative Verfahren	Klaus Mücke
06.05.2012	Intuitives Bogenschiessen - Deep mind in Aktion NEU!	Rolf Krizian
11./12.05.12	TAGUNG: LöA, Salutogenese, Pos. Psychologie, Resilienz	G. Schmidt, L. Isebaert, ...
01./02.06.12	Positive Psychologie & Humor NEU!	Dr. Willibald Ruch
14.-16.06.12	Burnout als Wachstumskrise NEU!	Klaus Mücke
22.06.12	Marte Meo Einführungstag	Dr. Therese Niklaus-Loosli
22./26.06.12	Fragen – eine Kunst des Zuhörens	Jürgen Hargens
30./31.08.12	Lösungsorientiertes Coaching & Kriseninterventionen	Dr. Therese Niklaus-Loosli
06.-08.09.12	Reflecting-Team NEU	Haja Molter

WEITERBILDUNGEN START FRÜHLING 2012

Kursdaten	Titel	DozentIn
1.03.12	Einführungstag Coach / OrganisationsberaterIn BSO	Ursula Fuchs & D. Pfister
ab 05.03.12	Systemisch-lösungsorientierte Therapie & Beratung	Dr. Gunther Schmidt
ab 02.04.12	Systemisch-lösungsorientierte Therapie & Beratung für Einzelne, Paare, Familien (FSP, SBAP, FMH anerk.)	Schmidt, Estermann, Mentha, Isebaert, Schlippe
ab 23.04.12	Systemisch-lösungsorientiertes Coaching I (BSO anerk.)	K. Hankovszky & Team
ab 10.05.12	Empowerment für Teams & Organisationen (BSO anerk.)	Dr. Gunther Schmidt
ab 21.05.12	Systemisch-lösungsorientiertes Coaching II (BSO anerk.)	Michael Dahm & Team
ab 04.06.12	Systemisch-lösungsorientierte Supervision (BSO anerk.)	Jürgen Hargens & Team
ab 08.09.12	Intuitives Bogenschiessen - Trainerausbildung	Rolf Krizian
ab 25.10.12	Weiterbildung zur Lösungsorientierten Beraterin	Dr. Theres Steiner, U. Fuchs

wilob AG
Hendschikerstr. 5
Tel.: 062 892 90 79
E-Mail: wilob@solnet.ch

CH- 5600 Lenburg
Fax: 062 892 90 78
Internet: www.wilob.ch



Weiterbildungsinstitut für lösungsorientierte
Therapie und Beratung

Umfrage: Was A+O-Mitglieder wollen

Der Hauptfokus des SBAP lag in den vergangenen Jahren im klinischen Bereich. Dass das Psychologieberufegesetz (PsyG) zustande kam und darin festgeschrieben wurde, dass PsychologInnen mit einem FH-Abschluss denjenigen mit einem universitären Abschluss gleichgestellt sind, ist ein Meilenstein in der Berufspolitik des SBAP. Der Titelschutz kommt den PsychologInnen aller Fachrichtungen zugute. Im SBAP sind über 160 Mitglieder aus der Arbeits- und Organisationspsychologie organisiert. Was erwarten sie vom SBAP? Welches sind ihre aktuellen Bedürfnisse? Eine kurze Umfrage unter den A+O-Mitgliedern im Herbst 2011 zeigt, dass der Einsatz des SBAP für das PsyG und andere berufspolitische Anliegen sehr geschätzt wird und dass die Standards wie die SBAP-Berufsordnung und die Richtlinien zur Fortbildung als wichtige Instrumente zur Qualitätssicherung im Berufsalltag wahrgenommen werden. Mehrere Antwortende unterstreichen, dass sie «einem seriösen Berufsverband» angehören wollen und die Mitgliedschaft beim SBAP und der Fachtitel SBAP in Arbeits- und Organisationspsychologie vertrauenerweckend auf ihre KundInnen wirken.

Die A+O-Leute äussern das Bedürfnis nach stärkerer Vernetzung untereinander, aber auch nach einer Vernetzung mit der Schweizerischen Gesellschaft für Arbeits- und Organisationspsychologie (SGAOP). Sie vermissen A+O-Themen in der Verbandszeitschrift **punktum**, sowie fachliche Weiter- und Fortbildung, die vom SBAP oder in Kooperation mit anderen Berufsverbänden angeboten wird. Die Stelleninserate, welche die Geschäftsstelle an die Mitglieder weiterleitet, werden als wichtiges Plus bezeichnet. Praktisch alle Antwortenden wünschen sich jedoch mehr Angebote aus dem Bereich A+O. Und schliesslich verweisen mehrere Mitglieder auf die Konkurrenz von Nicht-PsychologInnen: Sie wünschen sich ein Lobbying in der Wirtschaft für die Vorteile von A+O-PsychologInnen gegenüber Leuten mit betriebsökonomischem oder HR-Hintergrund und entsprechenden Weiterbildungen.

Als neues Vorstandsmitglied und Ressortleiterin Arbeits- und Organisationspsychologie ist es mir ein grosses Anliegen, dass sich A+O-Mitglieder genauso vom SBAP vertreten und im SBAP zu Hause fühlen wie Mitglieder anderer Fachrichtungen. Bereits ist einiges in die Wege geleitet: Im **punktum** wird in Zukunft jedes Mal mindestens ein Artikel aus dem Bereich A+O erscheinen. Dafür habe ich die Zusammenarbeit mit den beiden Fachhochschulen ZHAW und FHNW intensiviert. Mitglieder, die publizieren möchten, können sich direkt bei mir oder auf der Geschäftsstelle melden. Die Themen der Hefte werden jeweils lange im Voraus im **punktum** veröffentlicht.

An Vernetzungsanlässen stehen unseren Mitgliedern das Forum 13 (zweimal pro Jahr), die GV, die Betriebsbesichtigung und das Ethik-Forum zur Verfügung. Bereits das nächste Forum 13 ist einem A+O-Thema gewidmet: *Brigitte Liebig*, Professorin am Institut für Kooperationsforschung und -entwicklung der FHNW, wird am 13. No-

vember 2012 das Thema «Organisationskultur und Geschlechtergleichstellung in Unternehmen» behandeln. Weitere Ideen bestehen, ich nehme gern auch Anregungen und konkrete Vorschläge der Mitglieder auf. Dies gilt insbesondere auch für fachliche Fortbildungen.

Schliesslich ist mir auch die Berufs- und Arbeitsmarktfähigkeit von A+O-PsychologInnen ein Anliegen. Seit der Umstellung auf das Bologna-System sind drei «Kategorien» von A+O-Leuten auf dem Markt: Diplomierte, Bachelor und Master. Wie gut sind die Unternehmen und Institutionen über die unterschiedlichen Profile informiert? Welches sind die Bedürfnisse des Markts? Um in diesen Fragen weiterzukommen, habe ich in einem ersten Schritt Kontakt mit den A+O-Verantwortlichen an den beiden Fachhochschulen ZHAW und FHNW aufgenommen und erste Ideen entwickelt. Ich hoffe, in einer der nächsten Ausgaben von **punktum** mehr darüber berichten zu können.

Trix Angst

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBEIT

Hagehülsmann, U. / H. Hagehülsmann:

Entscheiden für dich

Freiheit und Abhängigkeit in der Liebe

2011. 1790 S., Abb., kart., ca. CHF 21.90 (Herder / Kreuz)

978-3-451-61016-5

Selbstbestimmt wollen wir sein, flexibel und unabhängig bleiben. Die Autoren zeigen: Eine stabile und beglückende Beziehung braucht beides, Autonomie und Abhängigkeit.

Jellouschek, H.:

Achtsamkeit in der Partnerschaft

Was dem Zusammenleben Tiefe gibt

2011. 159 S., geb., ca. CHF 24.60 (Herder / Kreuz) 978-3-451-61004-2

Wirklich bei mir sein und beim Anderen: Dieses Wechselspiel hält eine Partnerschaft lebendig und gibt ihr auf die Dauer Tiefe. Achtsamkeit in der Partnerschaft zu üben und zu pflegen bedeutet herauszufinden, was dem Anderen und mir selbst wichtig ist, ohne es gleich zu bewerten.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif) oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Vom SBAP. ausgezeichnete Masterarbeit

Die Rolle von Schuldgefühlen in der Entwicklung prosozialen Verhaltens

Das gesellschaftliche Zusammenleben bedingt gegenseitige Unterstützung, die Sorge um weniger Privilegierte und das Unterlassen von Schädigungen anderer. Prosoziale Verhaltensweisen sind die Basis jeder Demokratie. Sozio-moralische Kompetenzen sollen Kinder und Jugendliche befähigen, individuelle Interessen mit gesellschaftlichen Aufgaben und der Übernahme von sozialer Verantwortung auszubalancieren.

Auf der Ebene des Individuums sind gesellschaftliche Werte zusammen mit persönlichen moralischen Überzeugungen im Gewissen repräsentiert und Teil der moralischen Identität. Wie kommt eine solche moralische Identität zustande? Es ist allgemein anerkannt, dass sowohl soziales Umfeld, Persönlichkeit des Kindes und wohl auch biologische Faktoren einen Einfluss auf die moralische Entwicklung ausüben. Gegenwärtig bildet eine integrative Sichtweise, die sozial-kognitive und sozial-emotionale Perspektiven vereinigt, die Grundlage der Forschungsbemühungen.

In meiner Masterarbeit konnte ich die Rolle von Schuldgefühlen in der Entwicklung prosozialen Verhaltens im mittleren Kindesalter untersuchen. Im Zentrum stand die Frage, ob das Ausmass an Schuldgefühlen die Ausprägung prosozialen Verhaltens erklären kann.

Schuld ist einerseits eine moralische Emotion, andererseits basiert sie auf den kognitiven Fertigkeiten der Selbstreflexion und Selbstbewertung. Das Empfinden von Schuldgefühlen zeigt auf, dass das Individuum einen internalisierten moralischen Standard besitzt und seine eigene Handlung im Licht dieses Standards als falsch wahr-

nimmt. Zusätzlich gilt auch die Fähigkeit, sich in andere einfühlen zu können (also Mitgefühl), als wichtige Voraussetzung für das Empfinden von Schuldgefühlen. Denn erst Mitgefühl erlaubt es, die Situation des anderen nicht nur kognitiv aus einer moralischen Perspektive zu betrachten, sondern sie auch emotional nachzuempfinden. Schuldgefühle können als ein Zusammenspiel von Emotion und Kognition aufgefasst werden.

Aufgrund der Komplexität dieser Emotion ist es wahrscheinlich, dass Schuld im mittleren Kindesalter eine andere Qualität besitzt als im Erwachsenenalter, da zentrale kognitive Konzepte (beispielsweise Kausalität, Verantwortung) noch nicht vollständig verstanden werden. Es wird davon ausgegangen, dass Kinder nach einer Übertretung nur unter der Bedingung eines rudimentären Selbsterkennens (Selbst-andere-Differenzierung) und einem ersten Regelverständnis Schuldgefühle empfinden. Dazu kann das soziale Umfeld Schuldgefühle induzieren, indem das fehlbare Verhalten aufgezeigt und die Verantwortlichkeit hervorgehoben wird. Prosoziales Verhalten wird bei Kindern ab dem zweiten Lebensjahr beobachtet. Auch beim prosozialen Verhalten wird davon ausgegangen, dass sowohl emotionale als auch kognitive Faktoren von Bedeutung sind. Kinder, die teilen, trösten oder helfen, müssen sich zumindest ansatzweise in die Position des anderen versetzen, damit sie ein Verhalten zeigen können, welches der anderen Person gerecht wird (Perspektivenübernahme).

Hohes Mitgefühl kann in Bezug auf fürsorgliches Handeln (noch) fehlende sozialkognitive Fähigkeiten kompen-



Margareta Meyer, Dr. sc. nat., promovierte 1998 an der ETH Zürich, wo sie bis 2000 als Postdoktorandin am Institut für Mikrobiologie arbeitete. Danach war sie fünf Jahre als IKRK-Delegierte in Afrika und Asien tätig. Ihr Zweitstudium (MSc ZFH in Angewandter Psychologie) an der ZHAW schloss sie 2011 ab und ist seither als Psychologin tätig.

sieren. Im Verlauf der Entwicklung wird prosoziales Verhalten zunehmend differenziert und der Situation und Person angepasst. Schuldgefühle beeinflussen moralisches prosoziales Verhalten zweifach: einerseits als antizipierte Emotion, wenn eine Handlung erwogen wird, und andererseits als resultierende Emotion nach erfolgtem Verhalten. Dann haben Schuldgefühle oftmals wiedergutmachendes Verhalten zur Folge. Aus diesem Grund darf erwartet werden, dass Schuldgefühle prosoziales Verhalten voraussagen können.

Selbstattribution von Schuldgefühlen

Die Fragestellung wurde mit Hilfe der Daten der Intensivstudie «Kompetenz und Kontext (COCON)» des Jacobs Center der Universität Zürich bearbeitet. Es zeigte sich, dass sich die signifikante Mehrheit der Kinder in den hypothetischen moralischen Konflikten (Übertretung eines Verbots respektive Unterlassung einer Hilfeleistung) ne-

Im Rahmen der Diplomierung 2011 zeichnete der SBAP. bereits zum zweiten Mal drei **PreisträgerInnen für innovative angewandt-psychologische Masterarbeiten** aus. Die Preise umfassen neben 500 Franken in bar und einem Jahr Mitgliedschaft im SBAP. die Möglichkeit, die Arbeit im **punktum.** vorzustellen.

Den Anfang der kleinen Reihe machte im letzten Heft der Arbeits- und Organisationspsychologie *Hannes Raschle*. Diesmal folgt die Arbeit von *Margareta Meyer*, Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie: «Die Rolle von Schuldgefühlen in der Entwicklung prosozialen Verhaltens – Eine Längsschnittuntersuchung in der mittleren Kindheit».

Vom SBAP. ausgezeichnete Masterarbeit

gative oder gemischte Gefühle – also positive und negative Gefühle – zuschreibt. Diese Selbstattribution von Schuldgefühlen durch Mädchen und Jungen wies keine signifikanten Unterschiede auf. Beides steht in Einklang mit Befunden von anderen Autoren (vgl. Übersichtsartikel von Krettenauer et al., 2008). Siebenjährige attribuieren signifikant weniger Schuldgefühle beim Verweigern einer prosozialen Pflicht als bei einer Verbotsübertretung. Tendenziell ist dies auch im Alter von sechs Jahren schon zu konstatieren. Dieses Ergebnis stellt eine Bestätigung bisheriger Ergebnisse dar (Malti et al., 2009) und ist zudem gut vereinbar mit der Feststellung, dass die Übertretung eines Verbots als verwerflicher eingeschätzt wird als eine unterlassene Hilfeleistung (Nunner-Winkler, 1999; zit. nach Malti et al., 2009).

Es könnte sein, dass Siebenjährige, aufgrund einer weiter fortgeschrittenen kognitiven Entwicklung, eher in der Lage sind, Schuldgefühle abzuwehren und zu vermeiden. Die bedeutend geringere Anzahl Kinder, die sich im Alter von sieben Jahren (66 Prozent) im Vergleich zu einem Jahr früher (79 Prozent) im Kontext einer Verbotsübertretung Schuldgefühle attribuiert und dies gleichzeitig auch im Kontext einer unterlassenen Hilfeleistung tut, unterstützt diese Vermutung. Eine analoge Entwicklung ist bei Mitgefühl beobachtet worden, wo kognitive Bewertungen, insbesondere Attributionen wie Schuldzuweisungen oder die Zugehörigkeit des Opfers zu bestimmten sozialen Gruppen, Mitgefühl stark reduzieren können (Hoffman, 2000).

Das Geschlecht hat einen signifikanten Einfluss auf die Einschätzung des prosozialen Verhaltens durch die Lehrperson, wobei das Verhalten der Mädchen als prosozialer eingeschätzt wurde als dasjenige der Jungen. Bei den Hauptbezugspersonen liess sich ein solcher Geschlechtsunterschied nur als nicht-signifikante Tendenz beobachten. Dieser Befund bestätigt frühere Studien (Eisenberg et al., 2006; Malti et al., 2009), welche geschlechtsspezifische Unterschiede in der prosozia-

len Entwicklung postulieren. Es lässt sich nicht abschliessend beurteilen, ob die hier beobachteten unterschiedlichen Fremdeinschätzungen durch Stereotype und Rollenerwartungen mitverursacht werden.

Insgesamt schätzen Hauptbezugspersonen und Lehrpersonen das prosoziale Verhalten der Kinder «eher hoch» bis «hoch» ein. Es ist keine signifikante Zu- oder Abnahme des prosozialen Verhaltens der Kinder zwischen dem Alter von sechs und sieben Jahren festzustellen.

Die Untersuchung der Fragestellung mittels Regressionsanalysen zeigte, dass Schuldgefühle, erfasst als Selbstattribution in hypothetischen moralischen Konflikten, das Ausmass prosozialen Verhaltens, erfasst als Fremdeinschätzung von Hauptbezugs- und Lehrperson, nicht in direkter Weise vorherzusagen vermögen. Das bedeutet jedoch nicht, dass ein Zusammenhang von prosozialem Verhalten und Schuldgefühlen per se ausgeschlossen werden muss. Einerseits aus methodisch-experimentellen Grün-

Lucerne University of
Applied Sciences and Arts

**HOCHSCHULE
LUZERN**

Soziale Arbeit
Wirtschaft

Master of Advanced Studies

MAS Alter und Gesellschaft

Der demografische Wandel betrifft uns alle. Stellen Sie die richtigen Fragen und entwickeln Sie Antworten zusammen mit Fachpersonen aus Politik, Wirtschaft und gesellschaftlichen Institutionen. Innovativ, interdisziplinär, individuell.

Besuchen Sie das gesamte MAS-Programm oder absolvieren Sie eines der dazugehörenden CAS-Programme **CAS Planung und Alter**, **CAS Märkte und Alter** oder **CAS Soziale Systeme und Alter**.

Start: November 2012

Anmeldeschluss: 31. August 2012

Weitere Informationen unter www.hslu.ch/m140 und bei Ute Andree, T +41 41 367 48 64, ute.andree@hslu.ch

Immer aktuell informiert: www.hslu.ch/newsletter-sozialearbeit

Vom SBAP. ausgezeichnete Masterarbeit

den: Andere Erhebungsmethoden für prosoziales Verhalten und für Schuldgefühle können beispielsweise zu abweichenden Resultaten führen. In der Tat wurde in früheren Studien ein direkter Zusammenhang von Schuld und prosozialem Verhalten nachgewiesen, wenn das prosoziale Verhalten konkret beobachtet worden war (Malti et al., 2009).

Kindliche Moralentwicklung

Andererseits ist auch dokumentiert worden, dass Schuldgefühle in Interaktion mit anderen Variablen, wie beispielsweise moralischen Kognitionen (etwa dem Verständnis von moralischen Regeln), einen Einfluss auf prosoziales Verhalten ausüben. Dies ist für die Kombination von selbstattribuierten Emotionen und entsprechenden Begründungen bereits nachgewiesen worden (Malti et al., 2007, 2009). Eine hohe moralische Motivation (was als Mass für die Übernahme moralischer Verantwortung respektive als Vorstufe des moralischen Selbst verstanden werden kann) geht mit hohem prosozialem Verhalten einher, während bei tiefer moralischer Motivation prosoziales Verhalten nur mit zunehmendem Mitgefühl zunimmt. Diese Resultate könnten darauf hinweisen, dass Mitgefühl im Hinblick auf prosoziales Verhalten fehlende moralische Motivation kompensieren kann, und indizieren gleichzeitig eine Verbundenheit von moralischer Emotion und moralischem Urteil.

Um Interventionen zur Förderung prosozialen Verhaltens effizient zu gestalten, müssen die determinierenden kognitiven und affektiven Prozesse zumindest in ihren Grundzügen verstanden werden. Die Erforschung der kindlichen Moralentwicklung, insbesondere der Vorläufer des moralischen Selbstverständnisses, könnte dazu einen bedeutungsvollen Beitrag leisten. Es besteht die Möglichkeit, dass sich die gewonnenen Erkenntnisse auch auf andere Entwicklungsprozesse von sozialen, kognitiven und emotionalen Kompetenzen übertragen lassen und dem Verständnis von kindlichen Entwicklungsprozessen wertvolle Impulse verleihen.

Margareta Meyer

Literatur

Kontext und Kompetenz. Kinder- und Jugend-Survey Schweiz. Online available: <http://www.cocon.uzh.ch/de/design.html> [2010, 15.11.2010].
Eisenberg, N., Spinrad, T.L., & Sadovsky, A. (2006): Empathy-related responding in children. In M. Killen & J. Smetana (Hrsg.), *Handbook of moral development* (S. 517–549). Mahwah, NJ: Erlbaum.
Hoffman, M.L. (2000): Empathy and moral development. Implications for caring and justice. New York: Cambridge University Press.
Krettenauer, T., Malti, T., & Sokol, B. (2008): The development of moral emotion expectancies and the happy victimizer phenomenon: A critical review of theory and application. *European Journal of Developmental Science*, 2 (3), 221–235.
Malti, T., Gummerum, M., & Buchmann, M. (2007): Contemporaneous

and one-year longitudinal prediction of children's prosocial behaviour from sympathy and moral motivation. *Journal of Genetic Psychology*, 168 (3), 277–299.

Malti, T., Gummerum, M., Keller, M., & Buchmann, M. (2009): Children's moral motivation, sympathy, and prosocial behavior. *Child Development*, 80, 442–460.

Malti, T., & Perren, S. (2008): Einführung. In T. Malti & S. Perren (Hrsg.), *Soziale Kompetenz bei Kindern und Jugendlichen. Entwicklungsprozesse und Förderungsmöglichkeiten* (S. 9–12). Stuttgart: Kohlhammer.

Nunner-Winkler, G. (1999): Development of moral understanding and moral motivation. In F.E. Weinert & W. Schneider (Hrsg.), *Individual development from 3 to 12: Findings from the Munich longitudinal study* (S. 253–290). New York: Cambridge University Press.

ZSB
BERN

ZENTRUM FÜR
SYSTEMISCHE THERAPIE
UND BERATUNG

Fortbildung in Psychotherapie mit systemischem Schwerpunkt

15.02.2012	Anwendung von Hypnose-Techniken in der systemischen Therapie Carla Kronig-Zurbruggen, lic. Erz.wissenschaften Kursort: ZSB Bern
26./27.04.2012 (1 1/2 Tage)	Dann komm ich halt, sag aber nichts - Motivierung Jugendlicher in Therapie u. Beratung Dr. med. Jürg Liechti Kursort: ZSB Bern
04.05. / 01.06. / 06.07.12	Eigentlich haben sie gar nicht so viel gemacht Komplex erfassen, einfach handeln - Workshop zum Buch* lic. phil. Martin Rufer *ab 05.04.12 im Buchhandel einzelne Tage können nicht gebucht werden Kursort: ZSB Bern
08.06.2012	Die sportliche Praxis in der Psychotherapie: Bewegung effizient eingesetzt Markus Grindat, dipl. Soz. Kursort: ZSB Bern
20.06.2012	Alexithymie - eine Störung der Affektregulation Theorie und Praxis Gastreferent PD Dr. med. Michael Rufer Kursort: ZSB Bern
28./29.06.2012 (1 1/2 Tage)	Impulse aus der Bindungstheorie - Relevanz für die Systemtherapie bei Jugendlichen mit Entwicklungsproblemen Dr. med. Jürg Liechti Kursort: ZSB Bern
23.11.2012	Stationäre Systemtherapie (inkl. Jugendhilfe) und hilfreiche Komplexitätsreduktion in Netzwerken Markus Grindat, dipl. Soz. Kursort: ZSB Bern

Anmeldung/Informationen: Sekretariat ZSB Bern, Villemattstrasse 15, 3007 Bern
Tel. 031 381 92 82, Fax 031 381 93 11, www.zsb-bern.ch oder info@zsb-bern.ch

Vorstandsnews

60 Jahre SBAP.

Der Vorstand hat beschlossen, dass das 60-Jahr-Jubiläum gefeiert wird! Die 61. Mitgliederversammlung vom 23. März 2011 soll eine denkwürdige Versammlung werden. Dazu werden spezielle Gäste eingeladen – alle haben natürlich mit dem SBAP. und seiner Entwicklung zu tun! Das Playback-Theater wird für überraschende, emotionale, nachdenkliche Augenblicke sorgen. Also nicht verpassen und gleich anmelden! Und wir planen im August eine **punktum.**-Jubiläumsausgabe.

Berufs- und Laufbahnberatung

Unser Vorstandsmitglied *Peter Gugger* tritt wie angekündigt auf die GV 2012 zurück. Wir werden ihn im Vorstand vermissen. Ein herzliches Dankeschön an dieser Stelle für sein grosses Engagement. Wir wünschen ihm alles Gute und viel Spass auf seinen Reisen!

Wir freuen uns, dass *Barbara Leu* (Foto) neu bereit ist, die Nachfolge von Peter Gugger anzutreten. Sie hat uns das folgende Porträt zugesandt:

«Handle stets so, dass die Anzahl der Wahlmöglichkeiten grösser wird!» (Heinz von Foerster)

Menschen zu unterstützen auf ihrem Weg – bei Um- und Irrwegen, aber auch bei schönen Entwicklungen – und gemeinsam Wahlmöglichkeiten zu entwickeln, ist mein Anliegen in meinem täglichen Tun als Berufs- und Laufbahnberaterin sowie Psychotherapeutin.

Dass ich im Vorstand des SBAP. für das Ressort Laufbahn- und Rehabilitationspsychologie mitarbeiten kann, freut mich in mehrfacher Hinsicht:

Berufspolitische Arbeit: Im Kommissionen und Arbeitsgruppen möchte ich mich vertieft mit Weiterentwicklungen in der Berufs- und Laufbahnberatung auseinandersetzen und so an der Front, aber auch konzeptuell mitarbeiten.

Netzwerke: Ich bin überzeugt, dass aktive Berufspolitik im Sinne des SBAP. am besten im Dialog mit verschiedenen Menschen geschieht. In



diesen Dialog möchte ich mit Engagement eintreten.

Dienstleistungen: Für Mitglieder möchte ich mich einsetzen, dass sie zielgerichtet zu Informationen im Bereich Berufs- und Laufbahnberatung kommen; ebenso werde ich für die Prüfung der Fachtitel im Ressort zuständig sein.

Last but not least: Ich freue mich auch auf den persönlichen Austausch im Vorstand: Freude und Lust an der Arbeit generieren sich für mich aus dem zwischenmenschlichen Dialog

Der Vorstand heisst Barbara Leu herzlich willkommen und freut sich auf eine erspriessliche Zusammenarbeit.

Berufspolitische News

Umwandlung der altrechtlichen Titel dipl. Psych. FH in MSc-Titel

Wir erwarten in diesem Jahr mit Spannung den Entscheid des Bundesverwaltungsgerichts.

Nichtärztliche Psychotherapie als Leistung der Grundversicherung

Frau Nationalrätin *Katharina Prelicz-Huber* (Grüne) hatte in der Herbstsession 2011 eine Anfrage an den Bundesrat gestartet.

«Nach geltender KVG-Regelung werden Psychotherapien von der Grundversicherung nur übernommen, wenn sie durch (ärztliche) PsychiaterInnen erbracht werden. Demgegenüber können (nichtärztliche) psychologische PsychotherapeutInnen ihre Leistungen nicht selbständig über die Grundversicherung abrechnen. Eine Verrechnung ist nur möglich, wenn sie ihre psychotherapeutischen Leistungen in einem Anstellungsverhältnis und unter Aufsicht und Verantwortung von ÄrztInnen in deren Praxis bringen (sog. delegierte Psychotherapie). Ihre Leistungen gelten dann als ärztliche Leistungen.

Dieses Delegationsprinzip benachteiligt die PatientInnen in verschiedener Hinsicht: Der Zugang zu Psychotherapien wird massiv erschwert, weil entweder über eine/n ÄrztIn um eine delegierte Psychotherapie nachgesucht oder ein/e PsychiaterIn aufgesucht

Wussten Sie schon ...

...dass Ihnen Ihre SBAP.-Mitgliedschaft Zugang zu zahlreichen Vergünstigungen im Bereich der Medien ermöglicht?

Im Folgenden finden Sie einige Angebote. Profitieren Sie davon – es lohnt sich!

10% Rabatt Orell Füssli bei Bestellungen von Büchern und anderen Medien.

15% Rabatt Carl Auer Verlag bei Bestellungen von Büchern.

20% Rabatt (Studenten 50%) Jahresabonnement «Tages-Anzeiger».

Sie sparen Fr. 79.60, Studenten sogar Fr. 199.–.

Auch im *Versicherungsbereich* stehen Ihnen mit der SBAP.-Mitgliedschaft alle Türen zu Vorzugskonditionen offen. Die Kollektiv-Berufshaftpflichtversicherung können Sie jährlich für Fr. 160.– abschliessen und dabei mindestens Fr. 100.– sparen.

Mehr zu den Vorzügen Ihrer SBAP.-Mitgliedschaft erfahren Sie unter: www.sbag.ch/dienstleistungen oder www.fhschweiz.ch/leistungsuebersicht

Berufspolitische News

werden muss, was für viele Menschen auch heute noch eine grosse Hürde ist. Psychotherapien bei selbständigen PsychotherapeutInnen aber müssen selbst bezahlt werden, sofern nicht eine Zusatzversicherung einen Beitrag übernimmt – und das bei einer bestehenden Unterversorgung im Bereich der psychischen Krankheiten.

Bereits 1992/93 hat die damalige Bundesrätin Ruth Dreifuss im Rahmen der KVG-Beratungen zugesichert, die psychologischen PsychotherapeutInnen als selbständige Leistungserbringer in die Grundversicherung aufzunehmen, sobald deren Aus- und Weiterbildung geklärt sei. Mit dem positiven Entscheid zum Psychologieberufegesetz (PsyG) ist diese Frage nun klar beantwortet. Das PsyG verlangt für den Psychotherapieberuf eine Grundausbildung in Psychologie (Hochschulabschluss auf Masterstufe) und einen eidgenössischen Weiterbildungstitel, der in einer mehrjährigen Fachausbildung in einem vom Bund akkreditierten Weiterbildungsgang erworben werden muss. Angesichts dieser klaren Ausgangslage bitte ich den Bundesrat, mir folgende Fragen zu beantworten:

Wie gedenkt der Bundesrat vorzugehen, um die Leistungen der nichtärztlichen PsychotherapeutInnen angemessen in der Grundversicherung zu verankern?

Wie gedenkt er die selbständige Abrechnung von Leistungen der nicht-

ärztlichen PsychotherapeutInnen zu regeln?

Bis wann und in welcher Form will er diese Schritte unternehmen?»

Die Antwort des Bundesrates lässt hoffen! Das zuständige Departement steht nun unter der Leitung von Bundesrat *Alain Berset*, und dieser dürfte sich wohl eher in Richtung des Kurses der ehemaligen Bundesrätin *Ruth Dreifuss* bewegen.

Hier die Antwort des Bundesrates:

«1. Dem Bundesrat ist bekannt, dass die nichtärztlichen Psychotherapeutinnen und -therapeuten einen wesentlichen Beitrag zur Sicherstellung der ambulanten psychotherapeutischen Versorgung der Bevölkerung leisten. Sofern die nichtärztlichen Psychotherapeutinnen und -therapeuten von einem Arzt oder einer Ärztin angestellt sind und die Behandlungen unter deren Aufsicht und Verantwortlichkeit in der Arztpraxis vornehmen (sog. delegierte Psychotherapie), werden die Leistungen von der obligatorischen Krankenpflegeversicherung vergütet. In diesem Fall gelten diese Leistungen als ärztliche Leistungen und sind unter den Voraussetzungen der Artikel 2–3b in der Verordnung des EDI über Leistungen in der obligatorischen Krankenpflegeversicherung (KLV; SR 832.112.31) von der Krankenversicherung zu vergüten. Mit dem voraussichtlich auf den 1. Januar 2013 in Kraft tretenden Bundesgesetz

über die Psychologieberufe (PsyG) werden die Voraussetzungen für die Prüfung einer Neuregelung der Leistungsabrechnung im Rahmen des Krankenversicherungsgesetzes (KVG) geschaffen: Mit dem PsyG wird die Aus- und Weiterbildung der psychologischen Psychotherapeutinnen und -therapeuten schweizweit harmonisiert und auf hohem Niveau festgelegt. Der Bundesrat wird daher verschiedene Modelle der Zulassung der psychologischen Psychotherapeutinnen und -therapeuten zur Leistungsabrechnung und konkrete Vorschläge für die Ablösung des derzeitigen Modells der delegierten Psychotherapie prüfen.

2. Im Zentrum der Überlegungen dürfte die Prüfung einer Anpassung der Verordnung über die Krankenversicherung (KVV; SR 832.102) stehen: Die Ergänzung der Liste der Leistungserbringer, die auf ärztliche Anordnung hin Leistungen zu Lasten der obligatorischen Krankenpflegeversicherung erbringen können, liegt in der Kompetenz des Bundesrates. Die KVV müsste auch die Zulassungsvoraussetzungen präzisieren, welche die psychologischen Psychotherapeutinnen und -therapeuten erfüllen müssten. Die konkreten Bedingungen zur Kostenübernahme von deren Leistungen (z.B. Art, Umfang, Modalitäten der Überprüfung der Leistungspflicht) wären im Detail in der KLV zu regeln.

3. Die Prüfung der Grundlagen für eine allfällige Anpassung von KVV und KLV wird im Verlauf des nächsten Jahres an die Hand genommen. Die interessierten Kreise werden Gelegenheit haben, im Rahmen einer Anhörung zu allfälligen Vorschlägen Stellung zu nehmen. Konkrete Anpassungen wären frühestens auf den Zeitpunkt des Inkrafttretens des PsyG möglich.»

Quelle:

http://www.parlament.ch/d/suche/seiten/geschaeft.aspx?gesch_id=20111068

Der SBAP. ist überzeugt, dass die psychologische Psychotherapie im Gesundheitswesen Kosten spart!

Es bestehen Versorgungsdefizite: Drei Prozent der Bevölkerung leiden an einer behandlungsbedürftigen Depression!

Neue Mitglieder

Geering Maggie, Zürich
Hall-Bieri Janine, Sissach
Handschin Ricardo, Stäfa
Lensing Hilde M., Zürich
Peterhans-Heri Léonie, Fislisbach
Tresch Widmer Verena, Olten
Witzig Telma, Alchenflüh

Neue Studentenmitglieder

Andermatt Sandra, Sursee
Moser Regine, Zürich
Wichser Andrea, Näfels

Herzlich willkommen!

PsychologInnen SBAP.

Geering Maggie, Zürich
Handschin Ricardo, Stäfa
Lensing Hilde M., Zürich
Witzig Telma, Alchenflüh

PsychotherapeutInnen SBAP.

Eyholzer Hämmerli Brigitte,
Othmarsingen
Geering Maggie, Zürich
Marti-Salzmänn Gabrielle, Zürich
Scheidegger-Schmidmeister Daniela,
Zürich
Schlosser Astrid, Zürich
Tresch Widmer Verena, Olten

Der SBAP. gratuliert!

Berufspolitische News

SBAP. nützt!

Der SBAP. hat das Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt im Rahmen eines Stelleninserates auf die Gleichwertigkeit der Abschlüsse von Fachhochschulen und Universität hingewiesen. Prompt erhielten wir die Antwort, dass die Gleichwertigkeit der Abschlüsse unbestritten sei und sich InhaberInnen eines Fachhochschulabschlusses in Angewandter Psychologie unbenommen bewerben könnten.

Bildungsdirektion des Kantons Zürich

Unser RA Beat Messerli hat Frau Regierungsrätin Regine Aeppli auf die Tarifgestaltung für Leistungen der Psychotherapeutischen Praxisstelle am Psychotherapeutischen Zentrum der Universität Zürich hingewiesen. Der SBAP. hält die Tarife nicht für marktkonform, sondern findet, dass diese Stelle die frei praktizierenden PsychotherapeutInnen konkurrenziert. Frau RA Aeppli argumentiert, dass die erbrachten psychotherapeutischen Leistungen im Interesse von Forschung und Lehre stünden und deshalb «bei der Tarifgestaltung eine Orientierung an marktkonformen und kostendeckenden Preisen nicht zwingend ist», und fährt fort: «... die FSP würde keine entsprechenden Tarife veröffentlichen.» Nun, die Wettbewerbskommission hätte gar keine Freude daran, wenn die Berufsverbände Tarifempfehlungen erlassen würden!

FHNW

Am 9. Januar 2012 trafen sich Vertreter der Schule APS der FHNW, des SBAP. unter der Leitung von Prof. Iwan Rickenbacher zum Gespräch und Austausch. Im Vordergrund stand die Weiterentwicklung des Kontaktes zwischen FHNW und dem SBAP. Der SBAP. unterstrich die vielfältigen Möglichkeiten, die der SBAP. sowohl den Studierenden, BSc-AbsolventInnen als auch den MSc-AbsolventInnen als FH-erprobter Berufsverband zu bieten hat. Es wird deutlich, dass die Verstärkung der Kontakte zwischen FHNW und dem SBAP. von beiderseitigem Interesse ist.

Vereinbart wird, dass der SBAP. ein Konzept erarbeitet, um an der FHNW den Berufsverband und die berufspolitisch relevanten Themen vorstellen zu können.

Die Hochschulleitung wird zu einem jährlichen Treffen einladen.

Heidi Aeschlimann

Alumni-Ball 2011

Am 12. November 2011 fand der erste Alumni-Ball im stilvollen Ambiente des Belvoirparks in Zürich statt.

Der Abend begeisterte die Gäste nicht nur aus kulinarischen Gründen, sondern auch durch die gute Stimmung, welche insbesondere durch das durchmischte Publikum zustande kam. Sowohl Alumni der ersten Stunde als auch neue Studienabgänger sowie Vertreter von Studiausbildung und Berufsverband waren da und kamen in festlicher Stimmung miteinander ins Gespräch. Ein besonderes Highlight war der virtuose Pianist André Desponds, welcher mit seinem breiten Repertoire alle begeistern und zu späterer Stunde auch so einige Tanzbeine hervorlocken konnte. Es gab wunderschöne Roben zu bestaunen. Nach dem gelungenen Auftakt in eine neue Tradition kann die Planung einer Fortsetzung beginnen!

Franziska Meier, SBAP.-Alumni

Zur Diskografie von André Desponds, unserem Pianisten am Alumni-Ball: Gershwin Piano Quartet «be.four»

1 CD + 1 Bonus-DVD –
zhdk records 22/10

Stravinsky, Wirth, Ravel, Porter, Gershwin

Auch erhältlich auf iTunes

Die CD kann bestellt werden unter:
cd@gershwinpianoquartet.com



Weshalb lohnt es sich, dem SBAP. beizutreten oder ihm weiterhin die Treue zu halten?

- Der SBAP. freut sich seit seiner Gründung 1952, HochschulpsychologInnen in seinen Reihen herzlich willkommen zu heissen.
- Der SBAP. ist der kostengünstigste Verband mit dem grössten Dienstleistungsangebot.
- Der SBAP. hat die grösste Erfahrung in der Vertretung der Anliegen der FH-Psychologie.
- Nur im SBAP. sind BSc-PsychologInnen Vollmitglieder.
- Nur im SBAP. profitieren Studierende von allen Vorteilen der Mitgliedschaft

Berufspolitische News

SGPO-Arbeitsgruppe

Die Arbeitsgruppe (AG) Gesundheitspolitische Aspekte der Schweizerischen Gesellschaft für Psycho-Onkologie (SGPO), in der *Heloisa Martino* Einsitz hat, traf sich nach knapp einjähriger Schaffenspause am 5. November 2011 wieder. Im Zentrum der Sitzung standen der Bericht «Nationales Krebsprogramm für die Schweiz (NKP) 2011–2015» sowie die darin enthaltenen Massnahmen in den Bereichen Psychosoziale Versorgung und Psychoonkologie. Die «Oncosuisse» lancierte das NKP im April 2011 mit dem Ziel, die Massnahmen und Mittel für die Bekämpfung von Krebs in der Schweiz zu koordinieren. Für die AG gilt es nun, konkrete Vorschläge für die Umsetzung der im NKP formulierten Ziele in den genannten Bereichen zu entwickeln. Zudem hat der Vorstand von Krebsliga Schweiz die SGPO und die Onkologiepflege Schweiz damit beauftragt, Vorschläge für die Finanzierung der psychosozialen Dienstleistungen zu erarbeiten. Das weitere Vorgehen sieht unter anderem vor, die für den Bereich Pallia-

tive Care Verantwortliche im Bundesamt für Gesundheit (BAG), Dr. *Catherine Gasser*, für ein Gespräch zu den vom BAG erlassenen «Nationalen Leitlinien Palliative Care» anzufragen. Der Bericht «Nationales Krebsprogramm für die Schweiz (NKP) 2011–2015» kann auf der Website von Oncosuisse (<http://www2.oncosuisse.ch/index.html>) heruntergeladen werden. Weitere Infos: heloisa.martino@sbap.ch

Fachgruppe Mental Health: «Von der Reflexion zur Aktion»

Die Fachgruppe Mental Health von Public Health Schweiz hat sich am 25. Oktober 2011 zur Plenarsitzung getroffen. Die Anwesenden beschlossen, unter dem Motto «Von der Reflexion zur Aktion» aktiver zu werden: Die Fachgruppenmitglieder möchten ihr Expertenwissen der Öffentlichkeit zugänglich machen und sich stärker politisch engagieren.

Das Arbeitspapier zur Stigmatisierung, das von *Heloisa Martino* mitverfasst wurde, wird voraussichtlich Ende März 2012 publiziert. Weitere Infos: heloisa.martino@sbap.ch

Stigmatisierung psychischer Krankheiten: Spezialausgabe von Mediaplanet

In der Spezialausgabe «Depression und Burnout» des Verlags Mediaplanet, die am 27. Dezember 2011 als Beilage zum «Tages-Anzeiger» erschienen ist, hat *Heloisa Martino* einen Beitrag zur Stigmatisierung psychischer Krankheiten mitverfasst. Der Artikel wurde gemeinsam mit dem Past-Präsidenten der SGPP, Dr. med. *Hans Kurt*, verfasst. Im Beitrag erläutern beide das Phänomen der Stigmatisierung von Menschen mit psychischen Erkrankungen und machen aufmerksam auf deren Auswirkungen für Betroffene und Gesellschaft. Der Artikel kann auf der SBAP-Website unter «News» heruntergeladen werden.

Weitere Infos:

heloisa.martino@sbap.ch

IAAP: Neueste Zeitschriftenausgabe

Die neueste Ausgabe der IAAP-Fachzeitschrift «Applied Psychology – An International Review» (Vol. 61, Issue 1) von Januar 2012 liegt in der Geschäftsstelle vor. Bei Interesse können die SBAP-Mitglieder auf diese Zeitschrift und die Publikation «Applied Psychology: Health & Well-Being» online zugreifen. Die Angaben für den Zugriff können Sie per Mail an heloisa.martino@sbap.ch anfordern.

Heloisa Martino

Schweizerische Graphologische Gesellschaft SGG



www.sgg-graphologie.ch

Société Suisse de Graphologie SSG

Fachausbildung zum Schriftpsychologen/Graphologen in Zusammenarbeit mit ZHAW, Dpt Angewandte Psychologie

- **Grundausbildung** im Rahmen des Psychologiestudiums
- **Fachausbildung:** CAS in Schriftpsychologie (12 ECTS Punkte)

Bei erfolgreichem Abschluss des CAS in Schriftpsychologie kann die Mitgliedschaft SGG und/oder der Fachtitel SBAP. In Schriftpsychologie beantragt werden.

Nächster Start des CAS: September 2012

Information:

www.sgg-graphologie.ch

sowie

<http://www.zhaw.ch/nc/de/zhaw/weiterbildung/programme-nach-abschluss/programme-nach-abschluss.html?i=P6156&gu=52367>

Das aktuelle Kursangebot 2012

Weiterbildung

Leadership, Coaching & Change Management

MAS/DAS/CAS Leadership & Management	_____ bis 4 Semester
MAS Supervision & Coaching in Organisationen	_____ 5 Semester
MAS Coaching & Organisationsberatung	_____ ca. 8 Semester
CAS Change Management, Organisationberatung & -entwicklung	_____ 17 Tage
CAS Beratung in der Praxis (Grundmodul)	_____ 8 Tage
CAS Beratung in der Praxis (Aufbaumodul)	_____ 9 Tage
CAS Coaching Advanced	_____ 18 Tage
Führung in der Praxis	_____ 2 Tage + 7 x 3 Std.
Führung als Herausforderung	_____ 5 Tage
Unternehmenskultur	_____ 2 Tage
Konfliktmanagement	_____ 4 Tage
Mediation in der Berufspraxis	_____ 2 Tage
Verhandlungstraining	_____ 2 Tage
Die Führungskraft als «Coach»?	_____ 2 Tage
Mit Führung den demografischen Wandel gestalten	_____ 2 Tage

Human Resources, Development & Assessment

MAS Human Resources Management	_____ 4 Semester
CAS Personalentwicklung & -diagnostik	_____ 18 Tage
CAS Teams erfolgreich steuern & begleiten	_____ 14 Tage
MAS Ausbildungsmanagement	_____ 5 Semester
CAS Ausbilder/in in Organisationen	_____ 2 Semester
CAS Didaktik-Methodik	_____ 14 Tage
CAS Beratung in der Praxis (Aufbaumodul), Vertiefung HR-Praxisfeld	_____ 9 Tage
Lernprozesse von Gruppen begleiten	_____ 4 ½ Tage
Interviewtechnik für die Personalselektion	_____ 2 Tage
Supervision für Ausbilder/innen	_____ 5 x ½ Tag

Berufs-, Studien- & Laufbahnberatung

MAS Berufs-, Studien- & Laufbahnberatung	_____ 4 Semester
--	------------------

Persönlichkeit, Kommunikation & Sport

CAS Psychologisches & mentales Training im Sport	_____ 3 Semester
Emotionale Intelligenz I	_____ 2 Tage
Emotionale Intelligenz II	_____ 2 Tage
Persönlichkeit und Führung	_____ 3 Tage + 6 x 2 ½ Std.
Wirkungsvolle Moderation	_____ 2 Tage
Bewusster kommunizieren	_____ 5 x ¾ Std.

Klinische Psychologie & Psychotherapie

MAS Systemische Psychotherapie (in Kooperation mit dem ZSB Bern)	_____ 6-8 Semester
MAS Systemische Beratung (in Kooperation mit dem ZSB Bern)	_____ 6 Semester
MAS Kinder- & Jugendpsychotherapie	_____ 8 Semester
Psychodrama mit Kindergruppen, Soziodrama mit Jugendlichen	_____ 2 Tage
Umgang mit Risiken und Chancen digitaler Medien, Schwerpunkt Kinder und Jugendliche	_____ 1 Tag
Depressionen im Kindes- und Jugendalter	_____ ½ Tag
Autismus und Asperger-Syndrom im Kindes- und Jugendalter	_____ 2 Tage
Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) bei Kindern	_____ 1 Tag
Erziehungsberatung für Eltern mit Kindern bis 7 Jahre	_____ 2 Tage
Projektive Testverfahren	_____ 1 Tag
Kognitive Verhaltenstherapie bei Angststörungen	_____ 1 ½ Tage
Burnout	_____ ½ Tag
Mindfulness-Based Stress Reduction (MBSR) – eine Einführung	_____ 1 Tag
Der imaginative Zugang zum Klienten	_____ 2 Tage
ADHS Diagnostik	_____ 1 Tag
ADHS im Erwachsenenalter	_____ 1 Tag
Depression im Alter: Erkennen, Verstehen, Helfen	_____ 1 Tag
Psychotherapie im Alter: Möglichkeit und Grenzen	_____ 1 Tag

Info und Anmeldung:

Telefon +41 58 934 83 33, info.iap@zhaw.ch, www.iap.zhaw.ch/weiterbildung

IAP Institut für Angewandte Psychologie, Merkurstrasse 43, Zürich



Mosaik der Traumaforschung

G. H. Seidler, H. J. Freyberger (Hg.): Handbuch der Psychotraumatologie

Das «Handbuch der Psychotraumatologie» ist Ulrich Venzlaff, dem Nestor und Wegbereiter der Psychotraumatologie in Deutschland, gewidmet. Dies ist nicht nur ein Zeichen der Wertschätzung, sondern auch ein Verweis auf ein der Psychotraumatologie immanenter Fakt: Wo ein Trauma ist, gibt es einen Dritten, der die Wirkung des Ereignisses in Frage stellt. Venzlaff hatte sich 1952 als junger Gutachter vor Gericht gegen einen namhaften deutschen Professor durchgesetzt, der die «unbegrenzte Ausgleichsfähigkeit des Organismus bei schweren psychischen Traumen» postulierte. Die Haltung des Professors ist bis heute in unserer täglichen Praxis zu beobachten.

Das Buch ist Einsteigern zu empfehlen. Es ist aber auch wertvoll für solche, die schon lange auf dem Gebiet tätig sind und sich über neuere Entwicklungen orientieren oder bestimmte Fragen nachschlagen wollen.

Die vielen Beiträge setzen sich zu einem Mosaik zusammen, das nicht nur die psychischen Manifestationen der Traumafolgestörungen zeigt, sondern den biologischen, sozialen und gesellschaftlichen Dimensionen den notwendigen Platz einräumt.

Die posttraumatische Belastungsstörung ist nach wie vor wichtig. Sie alleine macht aber nicht die Psychotraumatologie aus. Die komplexen Störungen mit Konsequenzen für die Persönlichkeit, die dissoziativen Störungen, die komplizierte Trauer, die Rolle der Traumatisierung bei der Ausbildung und Manifestation von Psychosen, Suchterkrankungen und Depressionen, die Kombination von Trauma und Demenz sowie das weite Feld der Komorbiditäten finden sich in einem eigenen grossen Kapitel.

Die Vielfältigkeit spiegelt sich auch in den zahlreich besprochenen Therapieformen. Neben der kognitiven Verhaltenstherapie, dem EMDR, werden un-



G. H. Seidler, H. J. Freyberger (Hg.): Handbuch der Psychotraumatologie. Klett-Cotta, Stuttgart 2011, 776 Seiten, Fr. 119.–, ISBN 978-3-608-94665-9.

psychotherapieausbildung.ch

Institut für Ökologisch-systemische Therapie

Weiterbildung in Psychotherapie mit systemischem Schwerpunkt

Von der FSP, SBAP und der SGPP anerkanntes Curriculum

Beginn: 28. August 2013

Nächste Einführungskurse:

23. – 24.3.2012 / 02. – 03.11.2012 / 08. – 09.03.2013

Weiterbildung in systemischer Paartherapie

7 Module und Supervision

Beginn: 20. September 2012

Fortbildungskurse

07. – 08.03.2012: „**So habe ich das noch nie gesehen**“

Verhaltenstherapie und Systemtherapie:
Unterschiede – wechselseitige Bereicherungen

02. – 03.04.2012: **Gemeinsames Wachsen in der Liebesbeziehung
(für Paare)**

01. – 02.06.2012: **Schuld, Schuldgefühle und schlechtes Gewissen**

Institut für Ökologisch-systemische Therapie:

Dr. med. H. Bruchhaus Steinert, Dr. phil. R. Frei, Lic. phil. B. Limacher

Klosbachstrasse 123, CH-8032 Zürich, +41 (0)44 252 32 42

sekr@psychotherapieausbildung.ch, www.psychotherapieausbildung.ch

ter anderem auch psychodynamische Verfahren, gesprächspsychotherapeutische, systemische, psychopharmakologische und spirituelle Ansätze, die Therapie im Gruppensetting und neuere Verfahren wie die Internet-Therapie vorgestellt.

Mit dem letzten Kapitel schliesst sich der Kreis zu Ulrich Venzlaff. Die Psychotraumatologie steht in einem Spannungsfeld zwischen Opfern, Tätern, Kostenträgern und Rechtsnormen. In diesem Feld kommt der sachverständigen Beurteilung und Begutachtung eine enorm wichtige Bedeutung zu. Das Kapitel beleuchtet die deutschen Verhältnisse, gibt aber auch für Interessierte aus anderen Ländern wichtige Hinweise.

Dr. med. Jürg Haefliger,
Psychiatrie & Psychotherapie FMH,
Institut für Psychotraumatologie
Zürich

Angewandte Psychologie in der Schweiz

Karl Kälin: Hans Biäsch (1901–1975)

Im Berner Hans Huber Verlag erschien 1959 ein Buch mit dem Titel «*Angewandte Psychologie in der Schweiz*», verfasst von Mitgliedern der Schweizerischen Stiftung für Angewandte Psychologie wie Iwan Bally und Hans Biäsch, allesamt der sogenannten *Zürcher Schule* zugehörig. Der uneingelöste Anspruch der Monographie auf Repräsentativität für *die Schweiz* rief die international renommierte Psychotechnikerin Franziska Baumgarten (1883–1970), Universität Bern, auf den Plan. In ihrer Streitschrift «*Zur Geschichte der angewandten Psychologie in der Schweiz*» (1961) gibt sie einen gut belegten Überblick über die Entwicklung angewandter Psychologie in der Schweiz und kann zeigen: Die Pioniere in wissenschaftlicher, experimenteller sowie organisatorischer Hinsicht – beginnend mit der Gründung des berühmten Instituts Jean-Jacques Rousseau 1912 in Genf – waren stets die Westschweizer, allen voran der Genfer Psychologieprofessor Edouard Claparède (1873–1940).

Kürzlich hat der Psychologe und Unternehmensberater Karl Kälin ein Buch über einen der Wegbereiter der angewandten Psychologie in Zürich vorgelegt, über Hans Biäsch (1901–1975), seinen damaligen Lehrer und Vorgesetzten. Im Geleitwort wird ein doppelter Anspruch erhoben, nämlich «*ein Bild der vielen Facetten*» von Hans Biäsch sowie eines «*der Geschichte der Angewandten Psychologie in der Schweiz*» zu zeichnen.

Das erste Kapitel, «Von Davos nach Zürich», gibt ein lebendiges Bild der ländlich-bäuerlichen Lebensumstände und der persönlichen Entwicklung des stotternden Knaben zu einem Forscher mit breiten wissenschaftlichen Interessen. Danach wird der biographische Anspruch weitgehend aufgegeben. An dessen Stelle tritt eine chronologische Aufzählung und Anhäufung von Biäschs Karrierestationen, von Fakten und verwickelten Details aus seinem beruflichen Werdegang. Biäsch studierte Naturwissenschaften und als Zweitstudium die Fächer Philosophie und Psychologie an der Universität Zürich. 1937 gründete er das Seminar für Angewandte Psychologie,

wo praktische, das heisst nicht-universitäre Psychologen für berufliche, erzieherische und charakterologische Beratungen ausgebildet wurden. 1952 gründete er den ersten schweizerischen psychologischen Berufsverband, den SBAP, der dieses Jahr sein 60-Jahr-Jubiläum feiert. 1953 wurde Biäsch Dozent und 1966 Ordinarius an der ETH für Sozial-, Arbeits- und Betriebspsychologie sowie 1958 Extraordinarius für praktische Psychologie an der Universität Zürich.

Leider lässt die Anhäufung von Daten und Details eine reflektierende Ordnung und Gewichtung für den Leser vermissen. Es wäre gewiss interessant gewesen, einigen Fragen auch inhaltlich nachzugehen, etwa Biäschs Beziehung zu C.G. Jung. Und was mag wohl in seinem Artikel «*Hitler als Symbol unserer Zeit*» (1936) gestanden haben? Da hätte man doch gerne mehr gewusst, eingedenk der Nähe einiger Protagonisten der Zürcher Schule zu den deutschen Nationalsozialisten. Offenbar hat Kälin zahlreiche Interviews mit Zeitzeugen gemacht – leider erfährt man daraus nur wenig.

Was den Umgang mit der Geschichte der angewandten Psychologie in der Schweiz anbelangt, so tut sich erneut der vor 53 Jahren von Baumgarten ge-



Karl Kälin: Hans Biäsch (1901–1975). Ein Pionier der Angewandten Psychologie. Chronos Verlag, Zürich 2011, 237 Seiten, Fr. 38.–, ISBN 978-3-0340-1088-7.

schilderte *Röschti*graben auf: Der Autor reklamiert die Prioritäten für die Zürcher – was auch durch die Wiederholung nicht wahrer wird.

Sabine Richebächer, Dr. phil.,
Psychoanalytikerin
und freie Autorin in Zürich



Advanced Studies in Psychotraumatology

MAS in Psychotraumatology

Zweijährige, berufsbegleitende und schulenübergreifende Fortbildung in traumatherapeutischen Verfahren für PsychotherapeutInnen.

- **Grundlagen** aktueller Forschungsstand, Diagnostik, spezielle Psychotraumatologie.
- **Evidenzbasierte Therapien** (Edna Foa, Thomas Elbert, Patricia Resick, Berthold Gersons)
- **Behandlung der Folgen von schwerem Kindsmisbrauch** („Komplexe“) gemäss Konzepten der strukturellen Dissoziation, Bindungs- und Mentalisierungsstörungen sowie KVT-Verfahren (Dominik Schönborn, Erwin Lichtenegger, Marylene Cloitre).
- **NEU Kinderpsychotraumatologie** traumatherapeutische Verfahren für Kinder (Markus Landolt).

CAS in Psychotraumatology

Einjährige, berufsbegleitende Fortbildung in Grundlagen, Diagnostik, spezieller Psychotraumatologie und Beratung. Für Interessierte, welche beruflich mit Traumatisierten zu tun haben.

Leitung: Prof. Dr. med. Ulrich Schnyder

Beginn: Oktober 2012 **Ort:** Zürich

Abschlüsse: Master of Advanced Studies in Psychotraumatology (60 ECTS)
Certificate of Advanced Studies in Psychotraumatology (15 ECTS)

Weitere Informationen: Cecilia Greber, Sekretariat, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie USZ, Culmannstr.8, CH-8091 Zürich, +41 (0)44 255 52 51

www.mas-psychotraumatology.uzh.ch

- 23.03.2012 **61. Mitgliederversammlung** in der Linde Oberstrass, 8006 Zürich
Ab 18 Uhr Apéro; 19.30 Uhr Mitgliederversammlung
- 03.04.2012 SBAP. **Ethik-Forum**: 19–21 Uhr. Leitung: Dr. Peter A. Schmid.
- 12.05.2012 **Fortbildung Notfallpsychologie** mit Dr. med. J. Häfliger, Zürich
9–13 Uhr ZHAW Dep. P, **Linde Oberstrass, Universitätstrasse 91, 8006 Zürich**
- 08.06.2012 **Betriebsbesichtigung: Briefzentrum Zürich-Mülligen.**
Anmeldung bis 31.05.2012 an die Geschäftsstelle SBAP. Treffpunkt: 15.15 Uhr in Zürich-Mülligen
- 11.09. 2012 **SBAP.-Preis-Verleihung**: Ab 17.00 Uhr im Vortragssaal des Kunsthauses Zürich
- 13.11.2012 **Forum 13**: «Organisationskultur und Geschlechtergleichstellung in Unternehmen»
Prof. Dr. Brigitte Liebig, Institut für Kooperationsforschung und -entwicklung, HAP der FHNW
- 05.12.2012 SBAP. **Ethik-Forum**: 19–21 Uhr. Leitung: Dr. Peter A. Schmid, zhaw Dep. P, Merkurstr. 43, 8032 Zürich

Redaktionskommission:

Heidi Aeschlimann
Gülbin Erogul
Heloisa Martino
Claudio Moro
Sabine Richebächer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Heidi Aeschlimann
Trix Angst
Barbara Fehlbaum
Jürg Häfliger
Heloisa Martino
Richard Merz
Franziska Meier
Margareta Meyer
Claudio Moro
Matthias Neuenschwander
Linda Pollari
Sabine Richenbächer
Anita Siegfried
Thomas Sprecher
Eva Waiblinger
Claudia Willi

Koordination /

Inserate und Beilagen:
SBAP. Geschäftsstelle

Auflage:

1300 Exemplare

Redaktionsschluss

Nr. 2/2012: 13. April 2012

Layout:

Helmut Estermann

Druck und Ausrüsten:

Druckerei Peter & Co., Zürich

Lektorat:

Thomas Basler, Winterthur

Konzept und Gestaltung:

greutmann bolzern zürich

Adresse:

SBAP. Geschäftsstelle
Vogelsangstrasse 15
8006 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch